Das Bollwerk

Die NS Monatszeitschrift Pommerns

INHALT:

Peter von Heydebreck:
Pommerscher SA-Geist

*

Fritz Adler:
Schill, der Retter der preußischen Ehre

*

Wilhelm Meyer:
Die Stadt am Strelasund

*

Hans Rehberg:
Der große Kurfürst

*

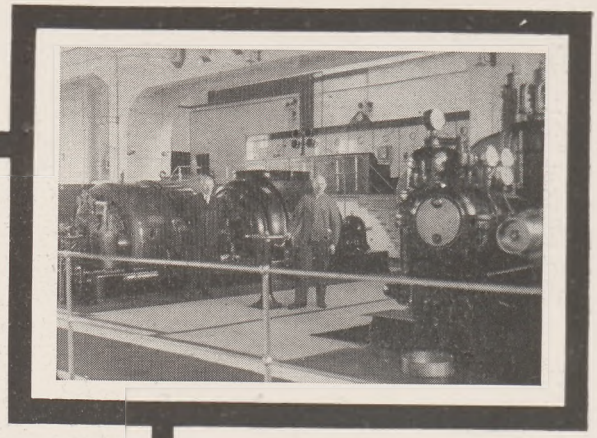
Odo Ritter:
Menschen in Pommern

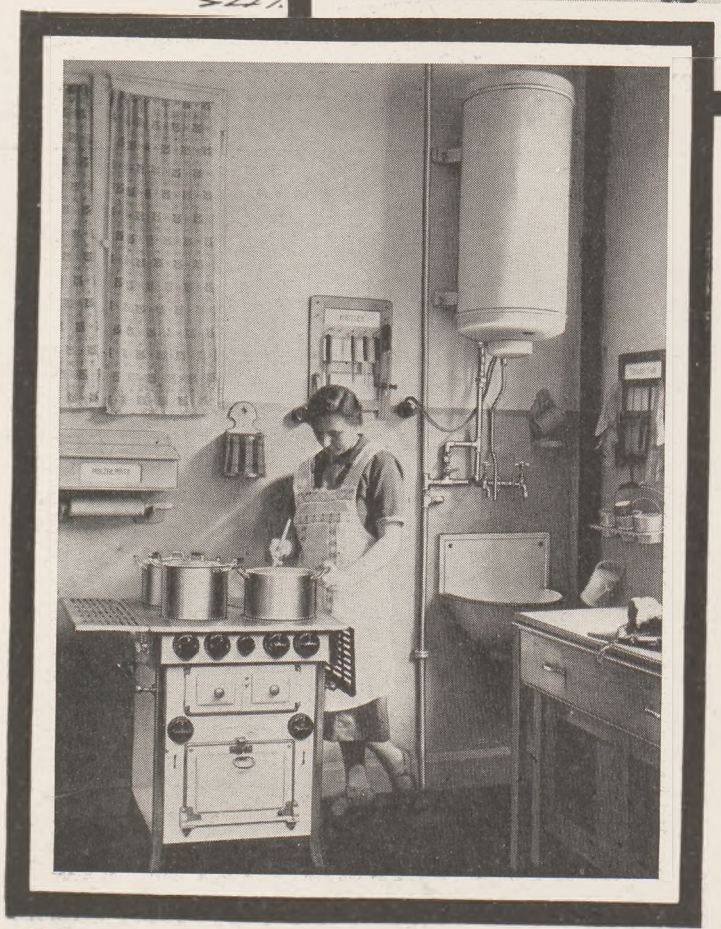
*

Erzählungen zum 1. Mai und zum Muttertag
Mann ohne Volk
Lachen auf Rügen
Bildseiten
Buchbesprechungen
u. v. a. m.

*

STETTIN
MAI 1934





OHNE STREICHHÖLZER OHNE KOHLE!

OHNE ABGASE, RUSS u. ASCHE
können Sie in Ihrer Küche mit dem billigen, elektrischen

HEIZSTROM

MÜHELOS UND SAUBER
kochen, backen, braten!

Wenden Sie sich daher an Ihren zugelassenen Installateur oder an die Hauptverwaltung der

ÜBERLANDZENTRALE

POMMERN • STETTIN ODER DEREN ZWEIGNIEDERLASSUNGEN IN

FERNRUF 35431

STOLP	TEL:	2137
BELGARD	TEL:	60
MASSOW	TEL:	381
STRALSUND	TEL:	22 51

Das Bollwerk

Die NS Monatszeitschrift Pommerns

(früher „Pommersche Heimatpflege")

5. Jahrgang **Stettin, Mai 1934** **Heft 4**

Verlag und Anzeigenverwaltung: Pommerscher Zeitungsverlag G. m. b. H., Breite Straße 51, Fernruf: 28295-97. Schriftleitung: Stettin, Breite Straße 51, II., Eing. Jakobikirchplatz. Erscheint monatlich einmal. Bezugspreis vierteljährl. 1,50 RM, halbjährl. 3, – RM, ganzjährl. 6,— RM zuzüglich Zustellgebühren. Bezug durch die Post, alle Buchhandlungen und durch die Zweigstellen der Pommerschen Zeitung. Postscheckkonto Stettin Nr. 1849

PETER VON HEYDEBRECK:

Pommerscher SA-Geist

Im SA-Mann ist erstmalig in der deutschen Geschichte ein neuer Soldatentyp erstanden. Geboren im Kampf für eine neue Weltanschauung, ist er bewußt politischer Soldat.

Er weiß um seine Leistungen für sein Volk, er weiß um die Verantwortung, die für die Zukunft dieses Volkes auf seine starken, jungen Schultern gelegt ist. Stolz um solches Wissen schreitet er selbstsicher und siegesgewiß im Marschtritt der braunen Kolonnen über die Schwelle einer neuen Zeit.

Revolutionärer Kämpfer und bewußt politischer Soldat, erkennt er n e u e Normen und Gesetze als recht und richtig an, die ihren sinnfälligsten Ausdruck in seiner Auffassung des Führertums finden. Für ihn kann Führertum nur in der Gefolgschaft begründet sein. Nur dort ist es vorhanden, wo die Gefolgschaft uneingeschränkt Vertrauen schenkt, wo die Durchführung eines Befehls nicht durch Disziplinargewalt erzwungen wird, sondern durch die selbstverständliche Freiwilligkeit, mit der der SA-Mann überhaupt Dienst tut. Denn er lehnt es ab, daß Befehlsbefugnisse, dargestellt durch Achselstücke, Stickereien und Sterne, allein schon Führertum bedeuten. Für ihn bedeutet Führertum niemals das Vorrecht besonderer Kreise, Stände oder Schichten. Immer nur im Kampf geboren, wächst es heran aus dem Volke, will es immer von neuem erworben und errungen sein, heute und morgen, wieder und wieder, ewig und herrlich, wie am ersten Tag.

Das verlangt der SA-Mann von seinem Führer und das dankt er ihm durch seine Einsatzbereitschaft. In der langen Spanne Zeit von über einem

Gauleiter Karpenstein mit dem Gruppenführer

Jahrzehnt des Kampfes um die Macht wurde ihm das Ringen seines Führers um die Seele des Volkes - um ihn selbst, den kleinen unscheinbaren SA-Mann - zum großen Erlebnis. Er wird dieses Erlebnis nie vergessen. Es hat der SA das Gepräge gegeben und wirkt, wie einst in den Jahren des Kampfes, auch heute bestimmend in ihr weiter.

Diese absolut neue und revolutionäre Beziehung zwischen Führer und Gefolgsmann hat in der pommerschen SA eine wundersame Verbindung gefunden mit der Jahrhunderte alten soldatischen Tradition. Der Geist der pommerschen Grenadiere, die einst Friedrich dem Einzigen Preußen miterkämpften, verbindet sich mit der Opferbereitschaft, vermählt sich mit dem Fanatismus des politischen Soldaten Adolf Hitlers. Wahrlich eine Verbindung von Werten, wie sie glücklicher nicht gedacht werden kann! Sie hat bei dem pommerschen SA-Mann die in der gesamten SA wirkende Kraft selbstloser Hingabe in besonderem Maße gesteigert, hat der pommerschen SA heute schon ihr eigenes Gesicht gegeben.

Das Schicksal hat es gut mit uns Pommern gemeint, wir brauchen nur darüber zu wachen, daß diese Werte nicht vertan werden. Wenn jeder SA-Mann vom Gruppenführer herab bis zum kleinsten Anwärter im hintersten Glied seine Pflicht tut - und nichts anderes als seine Pflicht -, dann werden wir das erfüllen, was das Volk von uns erwartet und was Adolf Hitler von seinen SA-Männern verlangt.

FRITZ ADLER:

Schill, der Retter der preußischen Ehre

Ferdinand von Schill gehört zu jenen Männern der deutschen Geschichte, die immer eine sehr verschiedenartige Beurteilung gefunden haben, je nach dem Standpunkt, von dem aus man sie und ihre Taten betrachtete. Wer dieses kurze und bewegte Soldatenleben überblickt, wird sich nicht der Einsicht verschließen können, daß er einer jener Deutschen ist, deren glühendem Willen die Kraft und Nüchternheit zur Verwirklichung und die Gunst des Augenblickes fehlten. Um so größer und nachhaltiger war dagegen die geistige und seelische Wirkung, welche der Auf- und Niedergang dieses Mannes damals auf alle die Deutschen ausübte, für die das Vaterland alle Lebenswerte verkörperte, und in diesem Sinne ist er uns auch heute noch lebendig. Denn Schill, der militärpolitisch scheiterte und dem ein sichtbarer Erfolg versagt blieb, wurde durch seine leidenschaftliche und opferfreudige Vaterlandsliebe im Herzen des Volkes zu einem jener heldischen Vorbilder, von denen bis in die fernsten Zeiten eine schöpferische Wirkung ausgeht.

Obwohl nicht gebürtiger Pommer, sind Leben und Schicksal dieses Mannes aufs innigste mit Pommern verbunden: hier verlebte er seine erste Militärzeit, in Kolberg wurde er dann während der ruhmvollen Verteidigung der Stadt gegen die Franzosen einer der preußischen Volkshelden in jener trostlosen Zeit tiefster deutscher Schmach, und zwei Jahre später vollendete sich in Stralsund sein Schicksal. Darum ist Pommern mehr als jedes andere deutsche Land verpflichtet, sein Andenken in lebendiger Erinnerung zu halten.

Ferdinand von Schill, am 6. Januar 1776 in Wilmsdorf geboren, entstammt einer alten deutsch-böhmischen Soldatenfamilie. Mit vierzehn Jahren wurde er, wie vorher seine drei älteren Brüder, in ein Husarenregiment eingeschrieben und wenige Monate darauf zu dem Pommerschen Dragoner-Regiment Ansbach-Bayreuth versetzt, dessen einzelne Schwadronen damals in verschiedenen Kleinstädten, wie Pasewalk, Gollnow, Naugard u. a., in Garnison standen. Als sechzehnjähriger Fahnenjunker zog er 1792 mit dem Regiment in die Rheinkampagne, und ohne sich in diesem Feldzug besonders hervorzutun, kehrte er 1795 als Sekondelieutenant in die Heimat zurück und lebte in den folgenden zehn Friedensjahren vor allem in den Garnisonen Gartz a. O. und Naugard. Ein guter Soldat scheint Schill damals nicht gewesen zu sein, und nach dem Urteil eines Regimentskameraden lebte er zumeist still und verschlossen für sich, versäumte oft die Pflichten des Dienstes und die Rücksichten auf gesellschaftliche Verhältnisse und erhielt darum manche Rüge und Strafe.

Offenbar war er ein Träumer und Einspänner, der am liebsten seine eigenen Wege ging. Für einen solchen Charakter bot die lange eintönige Friedenszeit keine Möglichkeit, den wahren Wert seiner Persönlichkeit zu erweisen und sich selbst dessen bewußt zu werden. Es bedurfte vielmehr erst einer starken Erschütterung von außen, um das Heldische in ihm und das Draufgängertum zu erwecken. Zu jener Erschütterung mag bei einem so leidenschaftlich und romantisch veranlagten Menschen seine erste Begegnung mit der Königin Luise den Anstoß gegeben haben, als sein Regiment 1805 in Berlin der hohen Frau vorgestellt wurde, die auf ihn einen tiefen, nachhaltigen Eindruck gemacht haben soll. Sein Tatendrang aber fand zuerst im Jahre 1806 Gelegenheit sich zu erproben.

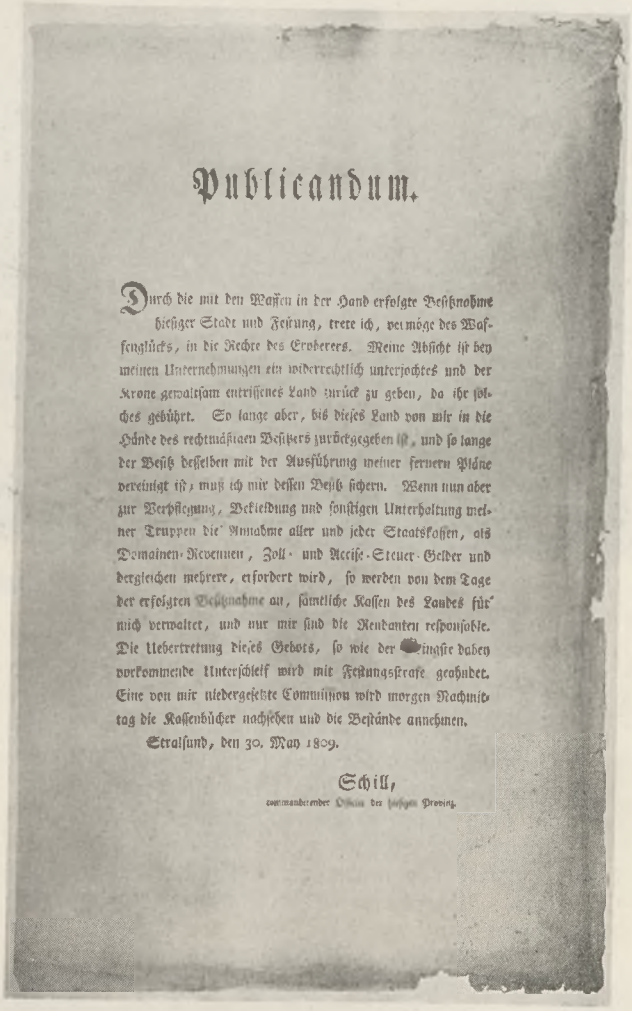
In der unglücklichen Schlacht bei Auerstedt schwer verwundet, flüchtete sich Schill mit Versprengten des preußischen Heeres nach Magdeburg, in der Hoffnung, hier seine Wunden ausheilen zu lassen, um sich dann wieder zur Truppe zurückzubegeben. Als er indessen erfuhr, daß die Festung vor den anrückenden Franzosen aller Wahrscheinlichkeit nach kapitulieren werde, hielt es ihn hier nicht länger. Obwohl noch nicht wiederhergestellt, ritt er unter großen körperlichen Schmerzen und Mühen nach Stettin und von da beim Anmarsch der Franzosen weiter nach Kolberg, nur von dem einen brennenden Wunsch erfüllt und getrieben, nicht dem Feind in die Hände zu fallen, um diesem baldmöglichst wieder mit der Waffe in der Hand gegenübertreten zu können. Dieser Ritt Schills nach Kolberg ist seine erste große Tat: trotz seiner schweren Verwundung gehörte er in diesen dunkelsten Tagen der deutschen Geschichte zu jenen wenigen Männern, deren Mut und Widerstandsgeist ungebrochen waren und deren

Herz vielleicht erst jetzt angesichts des großen nationalen Unglückes in leidenschaftlicher Liebe zum angestammten Vaterland entflammte. In diesen Wochen und Monaten vollzog sich in dem bisher unbeachteten und über das Durchschnittsmaß seiner Kameraden sich nicht heraushebenden Sekondelieutenant jene tiefe innere Wandlung, welche ihn in der folgenden Zeit zum Volkshelden machen sollte.

In Kolberg rüstete man sich zur Verteidigung gegen einen bevorstehenden französischen Angriff, und sofort stellte sich Schill hier nach seiner Genesung dem Festungskommandanten zur Verfügung. Mit sechs Mann begann er seine verwegenen Streifzüge in das Land, auf denen er überall Lebensmittel für die Festung requirierte und die Königlichen Kassen sowie die Kriegsvorräte an Waffen, Ausrüstungsstücken und Munition in den hinterpommerschen kleinen Garnisonen vor dem Zugriff der Franzosen rettete. Dabei kam es auch verschiedentlich zu Zusammenstößen mit dem Feind, der durch diesen Kleinkrieg empfindlich beunruhigt und geschädigt wurde. Der Erfolg dieser Streifzüge brachte es mit sich, daß sich bald mehr und mehr Offiziere und Soldaten bei Schill einfanden, und der Festungskommandant, Oberst von Loucadou, ihm die Bildung einer Eskadron gestattete. Durch seine kühnen Husarenstreiche war in wenigen Wochen der Name Schills nicht nur bei der Bevölkerung Kolbergs sondern ganz Hinterpommerns bekanntgeworden, und der König zeichnete den tapferen Reiteroffizier am 21. Dezember 1806 mit dem Orden Pour le Mérite aus, dem ersten, der in diesem Feldzug überhaupt verliehen wurde, und wenige Tage darauf erfolgte seine Beförderung zum Premierlieutenant.

Schill war in jenen Tagen eine Hoffnung Preußens, und aus dieser allgemeinen Stimmung heraus erhielt er auf Fürbitte der Pommerschen Stände im Januar 1807 die Königliche Genehmigung zur Bildung eines Freikorps, das in wenigen Wochen bereits gegen 1300 Mann zählte. Mit dieser ihm treu ergebenen Truppe hat er einen rühmlichen Anteil an der siegreichen Verteidigung des belagerten Kolberg gehabt, und zweifellos ist es vor allem sein Vorbild gewesen, das die Bevölkerung unter der Führung Gneisenaus und Nettelbecks zur entschlossensten Gegenwehr begeisterte. Andererseits aber ist nicht zu verkennen, daß gerade in jenen Monaten der plötzliche Ruhm Schill zum erstenmal zu weitfliegenden Plänen verführte, deren Verwirklichung der tapfere Freischarführer nicht gewachsen war. Nicht Geringeres plante er damals, als in Verbindung mit Schweden unter der Führung Blüchers einen Volkskrieg in Pommern zu entfachen, der Preußen wieder freimachen sollte. Aber schon damals schrieb Gneisenau: „Übrigens ist Schill äußerst brav, nur glaube ich nimmermehr, daß er die Talente des Anführers eines großen Corps habe. Sein Ideengang ist springend, ohne etwas zu ergründen."

Der Waffenstillstand zwischen Preußen und Frankreich und der darauf folgende Friede retteten Kolberg, das Anfang Juli 1807 der feindlichen Übermacht zu erliegen drohte, und in Liebe und Hoffnung sah das gedemütigte Land auf den schlichten Reiteroffizier, der in diesem unglückseligen Krieg einer der wenigen Unbesiegten geblieben war. Von König und Volk empfing Schill Zeichen der Anerkennung und der Dankbarkeit: bereits Ende Juni 1807 zum Major befördert, schenkte ihm die Königin Luise in einer Audienz in Königsberg im Frühjahr 1808 eine Brieftasche aus rotem Maroquinleder, welche sie selbst bestickt hatte und in die von ihrer Hand die Worte geschrieben waren: Dem tapferen Herrn von Schill. Der König ernannte ihn zum Kommandeur des neugebildeten 2. Brandenburgischen Husaren-Regiments, das künftig auch seinen Namen tragen sollte, und befahl außerdem, daß er an der Spitze seines Regiments als Erster in das im Herbst 1808 von den Franzosen geräumte Berlin einrücken sollte. Dieser Marsch des jungen Regiments von Pommern nach der preußischen Hauptstadt glich einem Triumphzug, und überall brachte die Bevölkerung Schill, der durch viele kleine volkstümliche Flugschriften inzwischen in ganz Preußen populär geworden war, begeisterte Ovationen. Vor den Toren Berlins wurde er von dem Gouverneur der Stadt mit seinem Stab, der Berliner Nationalgarde, und dem Magistrat feierlich empfangen, der ihm einen goldenen Ehrensäbel mit der Aufschrift „Dem Retter Colbergs" überreichte; umjubelt von einer vieltausendköpfigen Menge zog er durch die Straßen der Hauptstadt, und alte Soldaten drängten sich an ihn heran, um dem „Retter der Preußischen Ehre" den Steigbügel zu küssen.



Publicandum.

Durch die mit den Waffen in der Hand erfolgte Besitznahme hiesiger Stadt und Festung, trete ich, vermöge des Waffenglücks, in die Rechte des Eroberers. Meine Absicht ist bey meinen Unternehmungen ein widerrechtlich unterjochtes und der Krone gewaltsam entrissenes Land zurück zu geben, da ihr solches gebührt. So lange aber, bis dieses Land von mir in die Hände des rechtmäßigen Besitzers zurückgegeben ist, und so lange der Besitz desselben mit der Ausführung meiner fernern Pläne vereinigt ist, muß ich mir dessen Besitz sichern. Wenn nun aber zur Verpflegung, Bekleidung und sonstigen Unterhaltung meiner Truppen die Annahme aller und jeder Staatskassen, als Domainen-Revenuen, Zoll- und Accise-Steuer-Gelder und dergleichen mehrere, erfordert wird, so werden von dem Tage der erfolgten Besitznahme an, sämtliche Kassen des Landes für mich verwaltet, und nur mir sind die Rendanten responsable. Die Uebertretung dieses Gebots, so wie der Eingriffe dabey vorkommende Unterschleif wird mit Festungsstrafe geahndet. Eine von mir niedergesetzte Commission wird morgen Nachmittag die Kassenbücher nachsehen und die Bestände annehmen.

Stralsund, den 30. May 1809.

Schill,
commandirender Officier der hiesigen Provinz.

Dieser große Begeisterung ist aus der Zeitstimmung zu verstehen, aber niemals wäre Schill als dauerndes Vorbild heldischer Lebensführung in das Bewußtsein der Deutschen eingegangen, wenn mit den Taten in und um Kolberg seine Laufbahn ihren Abschluß gefunden hätte. Erst durch sein tragisches Ende in Stralsund ist er für alle Zeiten zu einem der volkstümlichsten Helden Deutschlands geworden.

Schills letzter Kampf

Kaum mehr als vier Monate liegen zwischen jenem triumphalen Einzug Schills in Berlin und dem Tag, da er mit seinem Regiment heimlich aus der Hauptstadt ausrückte, in dem Glauben und mit dem Willen, Preußen zu befreien. Zu diesem Entschluß mag er in hohem Maße durch seine persönlichen Erlebnisse bestimmt worden sein, denn während seines Aufenthaltes in Berlin war er auf der Straße, in der Gesellschaft oder im Theater immer von neuem der Mittelpunkt stürmischer Ovationen. Unter dem Eindruck dieser anhaltenden Huldigungen mußte er, der doch im Grunde seines Wesens ein Träumer und Schwärmer war, mehr und mehr zu der Überzeugung gedrängt werden, daß er zum Befreier Preußens berufen sei, ja, daß das geknechtete Volk einzig von ihm die rettende Tat erwarte. Entscheidend auf seinen Entschluß wirkten außerdem noch die allgemeinen Zeitumstände, denn im April 1809 schien es tatsächlich so, als ob der Augenblick für eine Volkserhebung äußerst günstig sei: am 9. April hatte Österreich an Frankreich den Krieg erklärt, in Tirol erhoben sich unter der Führung des Andreas Hofer die Bauern, in Westfalen war der Oberst Dörnberg zum Losschlagen bereit, und in Mitteldeutschland stand der Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig mit einem Freikorps von 2000 Mann.

Unter dem Druck dieses inneren und äußeren Anstoßes führte Schill am 28. April, nachmittags 4 Uhr, sein ganzes Regiment aus Berlin heraus, angeblich zum Exerzieren, tatsächlich aber in der Absicht, nach Westfalen gegen Jérôme, den von Napoleon hier eingesetzten König zu marschieren. Draußen vor den Toren der Hauptstadt ließ er das Regiment Halt machen und teilte erst hier Offizieren und Mannschaften in einer Ansprache seinen wahren Plan mit, und einer der Beteiligten schrieb später über diesen Augenblick: „Wer hätte sein Herz vor dem schönen Ausdruck von Treue und wahrem heiligem Willen verschließen können, welche das ganze Wesen dieses Mannes schwärmerisch beseelten." Und sie *alle*, Offiziere wie Mannschaften, erklärten sich bereit, ihrem Führer zu folgen.

Der Marsch ging über Potsdam, Wittenberg, Dessau, und am 5. Mai kam es bei Dodendorf in der Nähe Magdeburgs auf westfälischem Gebiet zum ersten Gefecht mit französischen Truppen, in welchem das Regiment sich glänzend schlug. Jedoch schon jetzt erkannte Schill die militärische Aussichtslosigkeit, mit seinen geringen Streitkräften Westfalen zu bezwingen, zumal der Aufstand Dörnbergs dort schon gescheitert war, und er mehr und mehr zu der schmerzlichen Gewißheit kam, daß seinem tollkühnen Unternehmen die Resonanz fehlte. Denn da der König sein eigenmächtiges Vorgehen aufs schärfste verurteilen mußte, verhielt sich auch überall die Bevölkerung zurückhaltend, und das Regiment hatte nicht den erwarteten Zustrom, der die Voraussetzung für das Gelingen dieses weitgefaßten Planes war. So entschloß sich Schill, nach Norden auszuweichen. Am 15. Mai wurde bei Dömitz die mecklenburgische Grenze überschritten, und vor dem Anmarsch der inzwischen zusammengezogenen feindlichen Streitkräfte, insbesondere dänischer und holländischer Truppen, entschied er sich, hinter die Festungswälle Stralsunds zurückzugehen und sich hier auf Leben und Tod zu verteidigen.

Nach einem erfolgreichen Gefecht bei Damgarten rückte das Regiment am 25. Mai in die alte Hansestadt am Sund ein und überwältigte nach kurzem Kampf die kleine hier zurückgelassene französische Besatzung. In den folgenden Tagen entfaltete Schill eine fieberhafte Tätigkeit, um die Stadt, deren Festungswerke auf Befehl Napoleons im Vorjahr geschleift

waren, wieder in Verteidigungsstand zu setzen. Aber dazu ließ ihm der nachdrängende Feind, der bereits am 31. Mai mit überlegenen Streitkräften vor den Toren erschien, nicht die erforderliche Zeit. Dänen und Holländer brachen im Sturmangriff durch das Kniepertor außenwerk in die Stadt, und ein erbitterter Straßenkampf folgte, in dem die tapfere Schar völlig zerstreut und aufgerieben wurde. Schill selbst fiel nach verzweifelter Gegenwehr im Handgemenge. Sein bis auf das Hemd ausgeplünderter Leichnam wurde unter das Rathaus geschleppt, und nachdem die Leiche in Gegenwart mehrerer Personen als die Schills identifiziert war, trennten die Franzosen den Kopf vom Rumpf und schickten ihn als Siegestrophäe dem König Jérôme nach Kassel. Es ist bekannt, daß damit der gallischen Rachsucht noch nicht Genüge getan war. Elf Offiziere des Regiments, welche bei Stralsund in Gefangenschaft geraten waren, wurden am 16. September 1809 in Wesel erschossen und starben mit dem Ruf: „Es lebe unser König! Preußen hoch!“ den Heldentod, nachdem bereits am 17. Juli aus den gefangenen Mannschaften des Regiments vierzehn Soldaten ausgelost und in Braunschweig erschossen waren.

Das aber, was Napoleon mit dieser grausamen, jeder Ritterlichkeit spottenden Behandlung der Besiegten bezweckte, nämlich das deutsche Volk in allen seinen Schichten dadurch einzuschüchtern, erreichte er nicht. Im Gegenteil, gerade der Opfertod dieser mutigen Männer wirkte wie eine Mahnung und Verpflichtung in den Lebenden fort und brannte wie ein leuchtendes Fanal vor den Augen derer, die insgeheim zum Befreiungskampf Deutschlands gegen das napoleonische Joch rüsteten.

Von Schill selbst sagt man, daß er in den Straßen von Stralsund den Tod gesucht habe, als er sah, daß seine Sache verloren war. Kurz vor seinem Ende soll er zu einem seiner Offiziere gesagt haben: „Wollt und könnt ihr euch retten, so tut es, wollt ihr aber sterben, so sterbt mit mir.“ Mag diese Überlieferung den Tatsachen entsprechen oder nicht, soviel ist gewiß, daß erst durch sein persönliches Opfer der Zug nach Stralsund vor seinem eigenen Gewissen und dem Gewissen der Geschichte ethisch gerechtfertigt worden ist. Hätte sich

Schill im Tode

Schill damals gerettet, was nicht außerhalb des Bereiches der Möglichkeiten lag, so wäre sein tollkühnes Unternehmen nur ein mißglückter Husarenstreich gewesen, bei dem der Führer in unverantwortlicher Weise das Leben Vieler aufs Spiel setzte. Durch sein persönliches Opfer aber wandelte er, ein echt tragischer Held, seine äußere Niederlage im letzten Augenblick in einen inneren Sieg, indem er durch seine Selbsthingabe die Reinheit und Unbedingtheit seines Willens bekräftigte und als einer der ersten fiel, die der Freiheit eine Gasse bahnten. Durch dieses Opfer allein ist er in das Bewußtsein der Deutschen als leuchtendes Vorbild heldischer Gesinnung und opferbereiter Vaterlandsliebe eingegangen.

WILHELM MEYER:

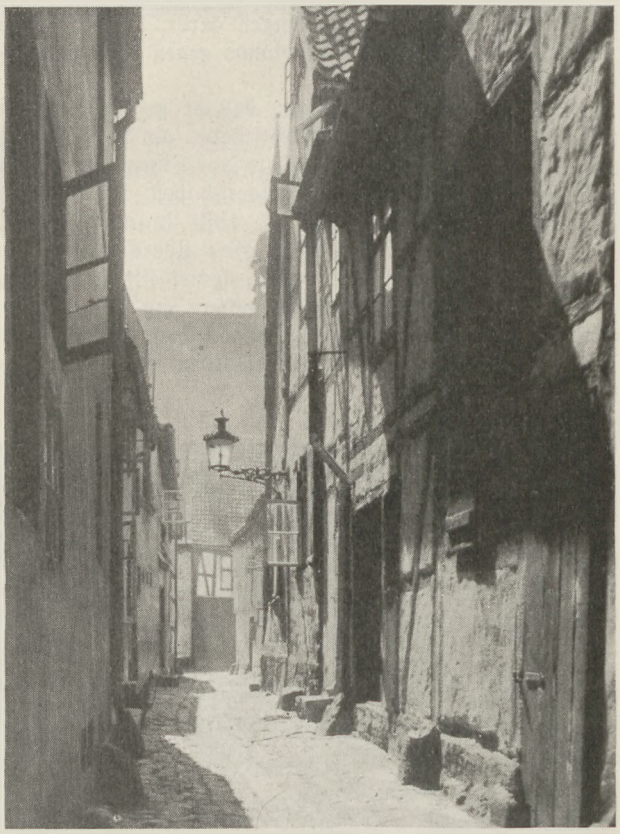
Die Stadt am Strelasund

Rathaus

Es ist eine eigene Andacht, durch die Straßen, Gassen und Winkel alter Städte zu wandern, sich einzufühlen in der Urväter Tage und mit vollem Herzen die längst verflossene Zeit zu atmen. Nur so kann man das Leben dieser Städte in der Gegenwart begreifen, nur so will auch das pommersche Stralsund geschaut werden: das alt-schöne Stralsund mit seiner immer lebendigen Vergangenheit, das kostbare Juwel des Mittelalters.

Zwei Ereignisse lenken in diesem Jahr den Blick auf Stralsund: das Gedenken an den Freiheitskämpfer Ferdinand von Schill, der vor 125 Jahren, am 31. Mai 1809, in Stralsunds Straßen für sein Vaterland fiel — und die 700-Jahrfeier dieser Stadt, der am 31. Oktober 1234 das Stadtrecht verliehen wurde. Aus beiden Anlässen heraus plant Stralsund verschiedene Feiern der Erinnerung, die wert sein dürften, der Stadt am Strelasund und im Schatten Rügens einen lohnenden Besuch abzustatten. —

Vor Jahren stand ich mit einem Fremdenführer vor dem Stralsunder Rathaus. Er hatte mich mit erstaunlichen Geschichtskenntnissen von 1234 allmählich bis zur Gegenwart dieser mittelalterlich schönen Bürgerburg durchgelotst, hatte Wizlaw von Rügen mit der deutschen Stadtrechturkunde richtig am 31. Oktober 1234 in das früher wendische Fischerdorf Stralow einreiten lassen; hatte als wirtschaftlich denkender Mann auch nachträglich gewünscht, daß Wizlaw das lieber vier bis fünf Monate eher hätte tun mögen — wegen der besseren Lage der 700-Jahrfeier zur „Saison“ —. Ich hatte nicht nur erfahren, daß die deutschen Kolonisten in Stralsund schon im Laufe weniger Jahrzehnte nach der Stadtgründung verflucht zupackende Kerle wurden; ich wußte auch, daß sie mit Männern wie Bertram Wulflam um 1370 Weltpolitik trieben, die sich sehen lassen konnte. Dann war ich über Wallenstein und eine ganze Reihe anderer Namen von weltgeschichtlicher Bedeutung zu Schill und seinem Heldenkampf, zur Gegenwart gekommen. Immer standen wir noch vor dem Rathaus, als mich der Führer fragte, was das wohl für Kerle gewesen sein müßten, die solche Häuser gebaut hätten. Er hatte sich seine eigenen Gedanken darüber gemacht. Die waren z. T. sehr pietätlos, aber ich finde sie immerhin bemerkenswert. Er hielt mich wohl für einen Baumenschen und meinte, daß doch eigentlich eine Schauwand eine protzige Sache sei, die gar keinen Sinn habe. Wenn heute ein Baumeister solch eine Wand dahinsetze, sagte er, würden die Leute ihn für einen Schaumschläger halten, der ohne jeden sachlichen Zweck nur für das Auge baue.



Am Heilgeist-Kloster

Dieser Gedanke riß mich augenblicklich aus einer gewissen Museumsstimmung heraus, die so leicht den Beschauer in schönen alten Städten wie Stralsund versunken von Wunder zu Wunder wandern läßt. Wir brauchen diese Stimmung nicht. Ich hatte vielmehr das Gefühl, daß man mit den Stralsunder Bauherren von

anno 1370 und später ruhig anbandeln sollte und sie pietätlos fragen, wie sie eigentlich dazu gekommen sind, uns solche Wände daherzusetzen, die gar keinen Zweck haben. Es ist ja nicht nur das Stralsunder Rathaus, das so überwältigend herausprotzt. Sehen wir nur mal das Wulflamhaus, das uns spielend überrumpelt, oder gar diesen Giebelbau in der Semlowerstraße 33 an, der uns in unserer inneren Verhältnislosigkeit zu so viel Prunk nichts als billige Bewunderung abzwingt.

Ich finde, wir sollen uns die wohlfeile Bewunderung für die Stralsunder Bauten sparen. Wir sollen einmal an die Bauherren selbst herangehen. Dazu klettern wir nach einem kräftigen Umtrunk in einem der alten Keller, wie sie zu Stralsund gehören, in die eigenartig helle Ostseenacht. Das sind diese Nächte, die auf ihre eigene, vom Meer her genommene Weise hell sind, in denen man die vom Seewind gejagten Wolken immer noch verfolgen kann. In der Semlowerstraße wird es um uns dunkler, wenn wir um Mitternacht vom alten Markt her in diese steilgiebelige Schlucht der Bürgerhäuser eintreten. Der Seewind singt — oder brummt er herauf? Wie ein schwerer Schatten hat sich das Semlowertor seit 500 Jahren ihm in den Weg gekeilt, ungeheuer breitschultrig und wächterhaft mit einem flackernden Gaslichtschein von heute auf dem massigen Körper. Das Klappern der Schritte auf den Steinplatten muß wohl zu uns gehören, aber man weiß es nicht genau, es kann auch Jahrhunderte alt sein. Zum Meer hin beginnt der Sturm immer stärker zu drängen. Den Binnenländer fröstelt ein wenig. Da wird sein klappernder Schritt vor dem Hause der Semlows still. Eigenartig, fast körperhaft fühlbar, wie sich das Heulen des Sturmes mit diesem zerfressenen Giebel zu einer großen Naturgewalt zu verbinden scheint. Beide tun sich nichts, sie sind einig. Jetzt steh' gerade, Kamerad! Entweder du reißt aus oder du hebst, breitspurig hingestellt, mit großen offenen Augen deine Hand, wenn sich in diesem Augenblick unter mächtigem Heulen eine riesige Hanseatenklaue durch enge Windlöcher dir entgegenstreckt. — Bist du stehengeblieben? — Dann hast du ein Rufen gehört: „Unser Stolz war nicht größer als unsere Macht."

Ja, das ist es, wir müssen die Kraft begreifen, die brutal zugreifende Kraft, für die es kein hohles Pathos, keine Schauwand im Sinne unseres freundlichen Fremdenführers gibt, und wenn wir diese Kraft begriffen haben, werden wir nicht mehr pietätvoll bewundern, sondern uns freuen und stolz mitten in all dieser Kraft

Jakobikirche

stehen und uns mit ihr verbrüdern. So schützen wir mittelalterliche deutsche Bürgerstädte davor, Museum zu werden, und uns, nur zu bewundern.

*

Unser Sommerpreisausschreiben!

Fotografen, Zeichner, schickt uns Bilder aus der pommerschen Heimat! Sie werden in den Sommernummern des „Bollwerk" gegen das übliche Honorar veröffentlicht und außerdem mit schönen Preisen belohnt.

Nähere Bedingungen im Juniheft.

Stralsund
das mittelalterlich schöne,
atmet in dem Glanz seiner 700jährigen Baukultur

LEBENSNÄHE
LEBENSKRAFT
LEBENSFREUDE

Dazu eine sprichwörtliche Behaglichkeit in historischen und neuen Gaststätten

1934 700jähriges Stadtjubiläum 31. Mai
Schills 125. Todestag
Stralsund Pommerns Reiseziel

HANS REHBERG:

„Der Große Kurfürst"

Die folgende Szene ist dem historischen Schauspiel von Hans Rehberg, Gaukulturwart der NSDAP Pommerns, entnommen. Sie spielt in einem Zimmer des Berliner Schlosses. Personen: Kurfürstin Dorothea (K), Großer Kurfürst (GK), Narr (Na), Minister von Fuchs (F), Minister von Meinders (M.).

K: Schicktest du einen Brautwerber für deinen Sohn Friedrich an Charlotte von Hannover?
GK: Ja.
K: Dann wird man dich den Mörder deines Sohnes nennen.
GK: Warum?
K: Das weißt du selbst.
GK: Wer wird mich Mörder nennen?
K: Der Narr soll gehn.
GK: Der Narr soll bleiben.
K: Gut. Veränderst du dein Testament?
GK: Wahrscheinlich.
K: Warum?
GK: Weil es nicht gut, wenn die Macht zersplittert wird.
K: Du also bist dafür, daß ein Schwächling nicht nur sein Erbe vor die Hunde wirst. Du warst doch überzeugt, daß die auf meine Söhne übertragene Macht verhüten werde, daß Friedrich, hemmungslos und eitel wie er ist, verdirbt — daß diese übertragene Macht den Staat zusammenhalten werde. Du warst doch überzeugt, daß deines Sohnes Friedrich Zeit sehr kurz bemessen ist und daß meine Söhne deines Staates Rückhalt sind in dieser Zeit.
GK: Ich hatte diese Meinung, doch sie ist gefährlich.
K: Frankreich garantiert das Testament.
GK: Wenn ichs zerreiße, kann es Frankreich nicht garantieren.
K: Frankreich wirds nicht dulden, daß du das Testament zerreißt.
GK: Dorothea! —
K: Nicht eine Stunde lang hältst du das, was du versprochen hast. Wie Knaben, die zu hastig Wasser tranken.
GK: (zum Narren, der mit einer Bratsche in der Ecke sitzt und sie stimmt) — Mach Musik.
Na: Sieh es wandelt der Mond
Über seligen Wolken.
GK: Sahst du, wie er zusammenbrach?
K: Nach einer Stunde sprengt dir jeder Schwur das Herz, den Geist, Verstand, Gedächtnis. —
Na: Er gestaltet die Nacht
Mit bezwingendem Licht,
Die unendliche Nacht. —
GK: Kennst du ein Auge, wenn es angstvoll um Vergebung fleht für Sünden, die es nicht begangen hat?
K: Nein!
GK: Was willst du denn?
K: Ich will dir sagen, daß die Farbe deines Gemüts ewig wechselt, und wer dich liebt, wird Witwe oder Waise, und wer dir traut, wirft sich ins Meer, das aller Schwimmkunst trotzt.
Na: Die unendliche Nacht,
Die in die suchenden Herzen bricht.
GK: Ein Fürst legt sein Gefühl und Wort auf eine Waage, die der Knecht nicht kennt.
K: Ich weiß nicht, wie ein Mann in deinen Jahren am Mittag einen Mann verachtet — am Abend aber ihn umarmt.
Na: Kannte die Brust doch ehmals
Weniges Staunen.
GK: Du hast noch nie von deinem Sohn zu einem fremden Mann wie ich gesprochen. Du kennst nicht die Empfindung des belauschten Vaters, der einen Sohn verdammte. Du weißt nicht, was beschämt sein heißt, erniedrigt sein vor seinem Sohn — vor andern —.
K: Wenn du dem ausgesprochenen Wort den Wert raubst, dann wird die Sprache ein verfluchtes Mittel. Dann wird der edle Mensch stumm wie ein Fisch mit andern Menschen leben.
Na: Doch deine Nächte, Herr —
K: Du weißt nicht, was du tust.
Na: Haben ein wundersames —
K: Wer wird dir glauben können. Frankreich?
Na: Herr, ein beflügeltes Raunen —
Ach, und ehmals fand ich es nicht.
GK: Das Lied ist neu.
Na: Ja Herr, ganz neu. Es wurde auf die Stunde der Versöhnung von einem Vater mit seinem Sohn gemacht.
K: Du ahnst nicht, daß in Wahrheit du die Zeit verrucht machst.
GK: Frau, ich sagte, daß das Testament vielleicht verändert wird. Trotz meiner Liebe laß mir diese Freiheit. Unendlich wärs mir leid, wenn ich Gewalt anwendend, dich erinnern müßte, daß ich, nicht du und deine Söhne Brandenburg regieren. Geh — hol Fuchs und Meinders.

Narr ab.

Hast du noch einen Wunsch? — — Glaubst du, mit Tränen ließe sich die Gerechtigkeit so sehr bewässern, daß sie ungerechte Blüten bekommt? — — Dorothea, mach mich an dir nicht zweifeln. — — Mein Rang, mein Amt hat eine Kraft, die jegliches Gefühl verachtend furchtbar sein kann dem, der nichts begreifen will. Ich habe Geduld und Liebe, ich habe Dankbarkeit und Achtung vor Gefühlen. Doch nimm nicht an, daß sie unendliche Gefäße sind. Ich werde unsern Söhnen geben nach der Einsicht, die ich habe. Es kann kein Mensch sich für mich irren, noch das Rechte tun.

Offizier tritt auf.
Off: Die Geheimräte von Fuchs und von Meinders.
GK: Laß uns allein.
Kurfürstin ab.
GK: Die Herren.
Offizier ab. Fuchs, Meinders an.
GK: Wie gehts dem Kurprinzen?
M: Gut, mein Kurfürst.
GK: Wird er heute abend bei mir essen können?
M: Ja, mein Kurfürst.
GK: Ich lasse auch den Markgrafen Ludwig bitten und möchte vorher die Markgräfin sehen. Sind die Kuriere nach Hannover unterwegs?

F: Ja.
GK: Ist der Vertrag mit Frankreich fertig?
M: Noch nicht ganz, mein Kurfürst.
GK: Der Kurprinz liegt auf seinem Zimmer?
M: Ja.
GK: Ich geh zu ihm. Beendet in dieser Zeit die Arbeit. Ist der Vertrag erträglich, Meinders?
M: Er ist unser Glück, mein Kurfürst.
GK: Fuchs?
F: Vielleicht ist er ertragbar.
GK: Überwacht euch. — Zwänge mich doch der Kaiser nicht. Ist der Vertrag Verrat?
F: Ja, mein Kurfürst.
GK: Muß aber sein, Fuchs. Erst Habsburg, Fuchs, dann Frankreich, Fuchs. Sonst wird mein Erbe nicht bestehn. Frankreich braucht uns, Habsburg benutzt uns, Fuchs. Das ist der Unterschied. Bedenkt, daß Friedrich schwach und eitel ist. Ja, wenn mir Habsburg Jägerndorf und Brieg und Wohlau und das andre gäbe — dann ginge ich mit Habsburg. Dann wär ich stark genug, ein Bündnis einzugehn. Erst aber muß ich Pommern haben. — — Füglich — verachtet mich nicht, Fuchs. Ich schätze euer Urteil. Und — — überwacht euch.

GK ab.

Der neue Landeshauptmann der Provinz Pommern

Mit der Ernennung Dr. Jarmers zum Landeshauptmann ist an die Spitze der Selbstverwaltung der Provinz ein alter Nationalsozialist getreten, der schon lange durch seinen persönlichen Einsatz innerhalb der nationalsozialistischen Bewegung an der politischen Neugestaltung in Pommern beteiligt war.

Dr. Jarmer wurde am 14. August 1886 in Lüben in Schlesien geboren. Schon als Student kam er nach Greifswald, wo er sich später nach Ablegung seiner juristischen Staatsprüfungen als Anwalt niederließ. Dr. Jarmer machte den Krieg von 1915 bis zum Kriegsende mit und wurde mit dem Eisernen Kreuz 1. und 2. Klasse ausgezeichnet. Als im Jahre 1923 die Ortsgruppe Greifswald der NSDAP gegründet wurde, gehörte Ernst Jarmer zu den ersten Mitgliedern. Nach Auflösung der Partei vollzog Dr. Jarmer bei der Neugründung 1925 seinen Wiedereintritt, so daß er zur Alten Kämpfergarde gehört.

Bei der Amtsübernahme gab er seiner Freude darüber Ausdruck, als erster älterer Nationalsozialist in eine leitende Stellung der Provinz Pommern berufen zu sein, der Provinz, die seit 1640 die Heimat seiner Vorfahren war. Der neue Landeshauptmann führte weiter aus:

Die nationalsozialistische Weltanschauung bedingt eine Erfassung jeder Aufgabe von dem Gesamtinteresse her. Auch die der provinziellen Selbstverwaltung übertragenen Gebiete können deshalb vom nationalsozialistischen Standpunkte aus nur politisch, d. h. in Ein- und Unterordnung unter die großen völkischen Ziele richtig verwaltet werden.

Die der Selbstverwaltung übertragenen Aufgaben sind Wirtschaftspflege im weitesten Sinne, Volksfürsorge und Kulturpflege.

Die Wirtschaft soll sich nach dem Willen des Führers frei entfalten, in Ständen organisieren und in eigener Selbstverwaltung kontrollieren. Trotzdem bedarf sie einer landschaftlichen Zusammenfassung und einer planenden Unterstützung, Beratung und Führung. Durch das Vertrauen meines Gauleiters bin ich bereits seit Jahren Gauwirtschaftsberater des Gaues Pommern. Als solcher habe ich die gleichen Ziele bisher schon verfolgt und stehe der pommerschen Wirtschaft nahe. Ich hoffe daher, auch von der Provinz aus in enger Fühlungnahme mit der Bevölkerung der pommerschen Wirtschaft weitere Dienste leisten zu können.

Bei der Volksfürsorge werden die neuen nationalsozialistischen Gedanken der Ausscheidung erbkranken Volkstums und der Pflege erbgesunder Familien besonders zu berücksichtigen sein. Volksfürsorge ist aber nicht nur die Betreuung geistig und körperlich gebrechlicher Menschen, sondern vor allem die Förderung des gesunden Teils unserer Bevölkerung. Diese kann zur Zeit nur in der Beschaffung von Arbeitsgelegenheiten bestehen. In Zusammenarbeit mit den Arbeitsämtern und dem Landesarbeitsamt wird der Arbeitsvermittlung meine Hauptsorge gewidmet sein, da auch die pommersche Wirtschaft nur dann gedeihen kann, wenn die gesamte Bevölkerung kaufkräftig genug ist, um pommersche Waren zu erwerben.

Fot. Argus

Ernst Jarmer

Die Kulturpflege war stets in erster Linie der Landschaft überlassen. Pflege bodenständiger Kultur hat aber nach nationalsozialistischer Auffassung nur dann Wert, wenn sie der ganzen Bevölkerung zugute kommt und nicht das ausschließliche Vorrecht einer kleinen Oberschicht bleibt. Wir werden versuchen müssen, unser schönes altes pommersches Kulturgut wieder in dem pommerschen Land zum lebendigen Bewußtsein weiter Kreise der Bevölkerung zu bringen.

Indeß, mit dieser Aufzählung sind die Aufgaben der Selbstverwaltung einer Provinz wie Pommern, die das Bollwerk des Ostens und des preußischen

Geistes darstellt, noch nicht vollständig umrissen. Pommern hat 200 Kilometer Grenze, die verpflichten. Gerade nach der Friedenspolitik des Kanzlers müssen die wirtschaftlichen und kulturellen Beziehungen zu unserem Grenznachbar Polen und zu der deutschen Stadt Danzig besonders von Pommern aus gepflegt werden.

In Fortsetzung preußischer Tradition muß auch die Kolonisationstätigkeit Friedrichs des Großen gerade in den nächsten Jahren wieder aufgenommen werden, denn eine dauernde wirtschaftliche Gesundung und kulturelle Belebung der Provinz ist nur denkbar, wenn eine stärkere Erschließung weiter Gegenden erfolgt, und zwar nicht nur durch die Besiedlung, sondern im Zusammenhang mit ihr durch Verbesserung der Verkehrsverhältnisse und Wiedererstarkung handwerklicher und mittlerer industrieller Betriebe. Der nationalsozialistischen Anschauung entsprechend wird eine Rückwanderung aus den großen Städten auf das Land einsetzen. Hierbei erwachsen der Ostprovinz Pommern ganz besondere Aufgaben, die zu fördern die provinzielle Selbstverwaltung verpflichtet ist.

Als meinem Führer treu ergebener politischer Soldat werde ich meine ganze Arbeitskraft in diesem Sinne einsetzen für die Mehrung des prachtvollen pommerschen Volksstammes in unserer schönen Heimatprovinz Pommern.

WERNER LENNARTZ:

Volksnahe Wissenschaft

Unter den Werten, die die deutsche Revolution des Dritten Reiches zur Debatte gestellt hat, marschiert in erster Linie die Wissenschaft, die ebenso wie die anderen Erscheinungen des öffentlichen Lebens, der Gesellschaft, der Wirtschaft und der Politik beweisen muß, ob und inwieweit sie den Forderungen der neuen Zeit gewachsen ist.

Der Führer hat in seinem Buche das Wort geprägt, daß die größten Umwälzungen auf dieser Welt nie durch einen Gänsekiel geleitet würden, daß es der Feder vielmehr immer vorbehalten bliebe, sie theoretisch zu begründen. Wenn wir von dieser Einsicht aus unsere Frage überprüfen, werden wir nicht erwarten, in der Wissenschaft die begnadete Schrittmacherin der neuen Zeit wiederzufinden. Wir werden vielmehr erkennen müssen, daß sie zu den Erscheinungen des Ewig-Gestrigen gehörte, die eher hemmend als befruchtend auf den Gesamtkörper des Volkstums und auf den Gesamtwillen der Nation eingewirkt haben. Ja, wir werden, wenn wir nicht aus Vorurteilen heraus polemisieren, sondern sachlich werten wollen, feststellen müssen, daß die Wissenschaft, so wie sie war, gar nicht die Freiheit und innere Möglichkeit zu einer bluthaft schöpferischen Tat hatte. Denn sie war nicht Glied im Gesamtkörper des Volkstums, sie stand vielmehr außerhalb des Kraftzentrums und wurde vom Blutkreislauf nicht mehr erfaßt, den wir völkisches Bewußtsein nennen. Die Wissenschaft stand gleichsam vor den Toren; wer zu ihr wollte, mußte schon zu ihr heraus; und wer sich zu ihr bekannte, entsagte damit der Gemeinschaft, aus der er kam. Daraus wurde jene Volksferne und Lebensfremdheit der Wissenschaft und ihrer Träger, die sich zu einem verhängnisvollen Mißtrauen auswachsen mußte in dem Augenblick, wo die volksfremden Träger der Wissenschaft mit dem Anspruch der Führung vor das Volk traten.

Diese Wissenschaft, die sicher einst aus dem Willen der Größten der Nation geboren war, die durch Jahrhunderte Zier und Ehre der Nation und Begründerin hoher Kulturen gewesen ist, diese Wissenschaft dem Boden des Volkstums entwurzelt, entzogen und damit entrechtet zu haben, ist das Verdienst des Liberalismus. Sein Evangelium der Ichbezogenheit wandte den Blick des Wissenschaftlers, des geistigen Menschen von dem sich bewegenden Leben der Gegenwart und der Volksgemeinschaft ab, züchtete damit eine Kaste volksfremder Intelligenz und innerhalb dieser Kaste wieder den einseitig gebildeten Spezialisten groß, der dann allzuoft nur mit Mißtrauen, Feindschaft, im besten Falle noch mit einem mitleidigen Lächeln von seinen Volksgenossen empfangen wurde, deren Sprache zu sprechen er gründlich verlernt hatte. So wurde die Weisheit verkannt und mißverstanden: Lebensfremdheit nahm man ernstlich für einen Beweis innerer Weisheit und vergaß, daß alle Weisheit letztlich aus der lebendigen, bewegten Ideenauseinandersetzung einer Zeit quillt.

Eine Erneuerung der Wissenschaft hat demnach anzusetzen beim wissenschaftlichen Menschen. Sobald der geistige Mensch erst einmal in sich und an sich die Forderungen der Volksgemeinschaft verwirklicht hat, wird er der Gefahr der geistigen Isolierung und Entfremdung am sichersten begegnen können. Darum gehen alle Erneuerungsbestrebungen zunächst auf das eine Ziel hin, den Wissenschaftler wieder seinem Volkstum zurückzugeben, die Wissenschaft selbst wieder in das Zentrum des völkischen Lebens zu verlegen.

Der Student in der SA und im Arbeitsdienst ist heute bereits eine selbstverständliche Erscheinung. Ein Hinweis auf die gemeinschaftsbildenden Werte dieser Kämpfer- und Arbeiterfront genügt, um eine lebendige Vorstellung vom geistigen Menschen des Dritten Reiches zu gewinnen.

Die Erneuerung der Wissenschaft als solche ist am eindeutigsten gekennzeichnet durch eine Gegenüberstellung des alten und neuen Wertungsbegriffes. Die liberalistische Bildung wurde gemessen an der Höhe der erreichten Fachausbildung. Das Entscheidende für den Anwärter eines geistigen Berufes war, „alle Ecken auf dem weiten Felde der fachlichen Berufsausbildung ausgeritten zu haben". Heute hat man erkannt, daß die absolute Höhe des erreichten Fachwissens für die geistige Entwicklung des jungen Menschen nicht entscheidende und letzte Bedeutung hat, daß nicht das Maß des Wissens es ist, was den Führer erweist, sondern das freie geistige Urteil. So zielen denn auch alle Reformen in der wissenschaftlichen Berufsbildung auf diese Ausprägung und Schaffung einer freien, weitsichtigen und lebensnahen Urteilskraft hin. Bezeichnend ist hierfür ein Vorschlag, der aus den Kreisen der Deutschen Stu-

dentenschaft selbst kommt und die Reform des juristischen Studiums betrifft. Einer auf zwei Semester veranschlagten fachlich-wissenschaftlichen Ausbildung müsse ein 6 bis 8 Semester währender praktischer Dienst als Sekretär einer Ständekammer, in der Industrie, als Gemeindevorsteher oder in der Siedlung folgen. Dies solle dem Anwärter eine möglichst breite und weite Einsicht und Erfahrung auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens und damit eine lebendige Urteilskraft für alle Erscheinungen der näheren und weiteren Umwelt vermitteln. Die Erkenntnis, die hier dem juristischen Studium nutzbar gemacht wird, wird allen derartigen Reformen zugrunde liegen müssen, daß nämlich das freie Urteil nicht in der Enge der Gelehrtenzelle, sondern einzig draußen im freien Umgang von Mensch zu Mensch, im Erleben des Volkes sich bildet und prägt.

„Volksnahe Wissenschaft": das bedeutet Kampf gegen die Lebensfremdheit der Wissenschaft und der Wissenschaftler. Wir erkennen heute überall den Willen, den geistigen Menschen aufs engste mit seinem Volk und seinem Boden zu verbinden. Diese Verpflichtung des geistigen, wissenschaftlichen Menschen auf die Scholle, auf das Volkstum und seine wertespendenden Kräfte wird auch das Gefüge der einzelnen Wissenschaftszweige von Grund auf umformen. Damit wird die Wissenschaft zu ihrer eigentlichen Sendung zurückfinden, Vermittlerin zwischen den volksbildenden Werten deutscher Kunst und Kultur einerseits und der Volksseele andererseits werden.

Umformung der Wissenschaft aus der Idee des Nationalsozialismus bedeutet, daß das ganze Volk Kulturträger werden muß. Bisher litt die Volksseele unter den Verengungen sozialer Traditionen, die sie nicht frei werden, sondern verkümmern ließ. Heute ist sie frei geworden! Es gibt keine Sonderansprüche bestimmter Kreise und Schichten der Nation mehr, die ihr das Recht auf Kultur, auf kulturelle Erlebnisse sowohl wie auf kulturelle Leistungen jeglicher Art vorenthalten dürften. In der geistigen Mitte des Volkstums stehend, wird die Wissenschaft alle Stände und Schichten des Volkes gleichmäßig befruchten und Wegbahnerin der Kultur zum Volke werden. Sie hat, wenn sie Bestand und Geltung haben will im Dritten Reich, wahrhaft dienende Wissenschaft zu sein; das bedeutet den Übergang von einer nur feststellenden zu einer schöpferischen Wissenschaft. Diese aber wird ihre Erkenntnisse nicht um ihrer selbst willen fördern und pflegen, sie muß sie in den Kreis des großen Gesamtwissens vom Menschen einmünden lassen.

Die einzige Frucht der liberalen Wissenschaft war die „Bildung". Volksnahe Wissenschaft wird ein Mehr fördern: sie wird in erster Linie Begeisterung entflammen, Liebe erwecken.

FRITZ STEINIGER:

Die vorgeschichtliche Besiedlung Pommerns

Die Annahme wäre irrig, daß Pommern zur Zeit seiner erstmaligen Besiedlung durch den Menschen ein dem heutigen Zustand auch nur annähernd ähnliches Bild geboten hätte. Vielmehr war das Land zum größten Teil mit Wald bedeckt, und zwar mit einem Urwald, der sich selbst mit den dichtesten Waldungen des heutigen Pommerns nicht vergleichen läßt, sondern der als undurchdringlicher Sumpfwald zu denken ist, wie er etwa heute noch in gewissen Gebieten Innerrußlands vorkommt. Ein Eindringen in diesen Wald war schwer, seine Rodung gänzlich ausgeschlossen, da die Werkzeuge dazu viel zu primitiv waren. Auch eine Beseitigung des Waldes durch Verbrennen kann nicht in wesentlichem Umfange stattgefunden haben. Es war den Menschen deshalb nur möglich, die von Natur waldfreien Gebiete oder die Küsten und Flußufer zu besiedeln. Es konnte also nur ein Bruchteil des vorhandenen Landes bewohnt werden, und es entstand trotz der ungeheuren Ausdehnung der unbesiedelten Gebiete Mangel an Siedlungsfläche, der seinerseits wieder Völkerwanderungen und Kriege bedingte.

Die ehemals waldfreien Gebiete fallen nun keineswegs mit den heute nicht bewaldeten zusammen. Im Gegenteil, eingehende Untersuchungen ergaben, daß mit einiger Annäherung unser heutiger Wald gerade auf den ehemals unbewaldeten Flächen steht, während die früher bewaldeten Gebiete als Ackerland und Weide Verwendung finden. Denn gerade der schwere Ackerboden begünstigt von Natur sehr stark das Aufkommen des Waldes, während die leichten Böden, die heute wegen ihres geringen Ertrages an Feldfrüchten aufgeforstet werden, in vorgeschichtlicher Zeit zum Teil waldfrei und besiedelt waren.

Unsere Kenntnisse vom Gang der Besiedlung Pommerns beginnen eigentlich erst mit der jüngeren Steinzeit, die etwa in das 3. Jahrtausend v. Chr. fallen dürfte. Zwar finden sich vereinzelt auch schon aus früheren Zeitabschnitten deutliche Anzeichen der Tätigkeit des Menschen, doch sind diese an Zahl zu gering, um

Steinzeitliches Hünengrab auf Rügen

einen Überblick über die Verhältnisse Pommerns in seiner Gesamtheit zu ermöglichen. Erst für die jüngere Steinzeit also kann man von einer Besiedlung Pommerns in größerem Umfange, von einem Seßhaftwerden des Menschen sprechen. Charakteristische

Funde aus dieser Zeit sind Steingeräte verschiedener Art, vor allem solche aus Feuerstein, wie Beile, Messer, Pfeilspitzen, Lanzenspitzen usw. Steinerne Pflugkeile zeigen, daß schon Ackerbau getrieben wurde. Grabdenkmäler dieser Zeit sind die sogen. „Hünengräber", die vor etwa 100 Jahren in außerordentlich großer Zahl im Gebiet Rügens und Neuvorpommerns anzutreffen waren, jetzt aber bereits bis auf wenige zerstört sind.

Betrachtet man die Dichte der jungsteinzeitlichen Besiedlung Pommerns, so ist die starke Besiedlung Rügens auffallend, die aber insofern ohne weiteres verständlich ist, als wir Rügen ja als das „steinzeitliche Industriegebiet" ansehen müssen. Nirgends war in so reicher Fülle das Rohmaterial für den steinzeitlichen Werkzeugbau, der Feuerstein oder Flint, vorhanden wie an der Rügenschen Kreideküste, wo er in großen Stücken aus der Kreide zutage tritt. Sowohl auf Rügen wie im nahegelegenen Neuvorpommern hat man eine ganze Reihe von „Feuersteinschlagstellen" auffinden können, Werkstätten, in denen steinzeitliche Meister ihre Kunstwerke schufen, die nachzuahmen heute niemand mehr imstande ist. Ja, wir können uns kaum eine Vorstellung davon bilden, wie es möglich gewesen sein mag, aus einer rohen Feuersteinknolle durch Abklopfen kleiner Stücke Werkzeuge der gefundenen Art zu schaffen.

Es ist also kein Wunder, wenn dieses „Industriegebiet" in damaliger Zeit das Kultur- und Siedlungszentrum Pommerns darstellte. Mit der Entfernung von diesem Zentrum nimmt auch die Dichte der Besiedlung ab, in Ostpommern ist sogar für große Flächen bisher keinerlei steinzeitliche Besiedlung nachgewiesen.

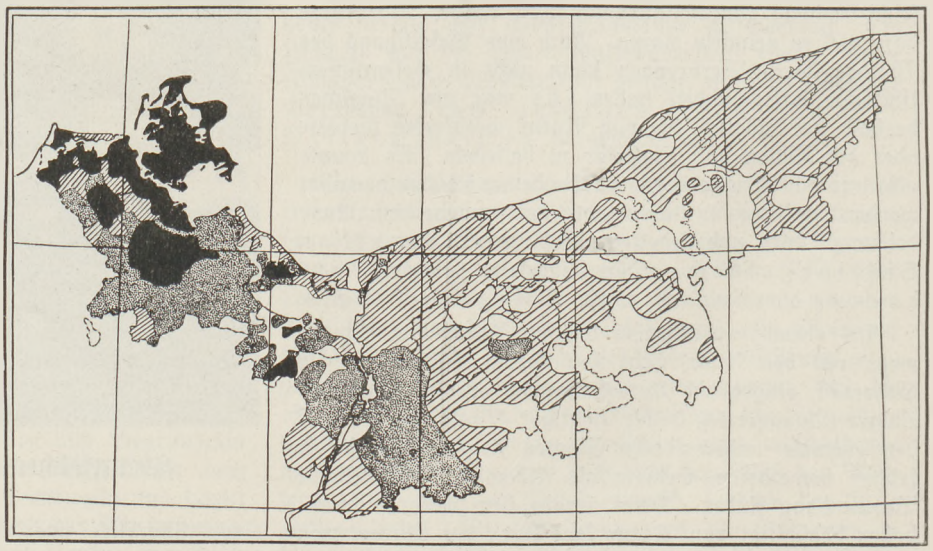
Was die rassische Zugehörigkeit der steinzeitlichen Bewohner Pommerns betrifft, so sind hier noch nicht alle Einzelheiten bekannt. Sicher gehörte ein großer Teil dieser Bevölkerung der nordischen oder einer dieser nahestehenden Rasse an, daneben ist auch das Vorkommen der ostischen Rasse nachgewiesen, nicht aber der ostbaltischen. Eine Sonderstellung nehmen nichtnordische Rassenelemente im Odergebiet und südlichen Ostpommern ein, und zwar handelt es sich um Angehörige eines Volkes, dessen Kultur deutliche Beziehungen zu der von viel weiter südlich wohnenden Völkern zeigt, die allgemein als „Illyrier" bezeichnet werden. Ob die verschiedenen Rassen in Vermischung standen oder ob es natürliche Grenzen zwischen ihnen gab, wie etwa Wälder oder Sümpfe, wird noch näher untersucht werden müssen.

Ein etwas anderes Bild erhält die Besiedlung Pommerns, als im ersten Drittel des 2. Jahrtausends v. Chr. die Verwendung von Metall zur Herstellung von Geräten in Pommern Eingang findet: zunächst Kupfer und dann dessen Legierung mit Zinn, die Bronze. Für die nun beginnende Bronzezeit verliert die Insel Rügen an Bedeutung, bleibt allerdings noch verhältnismäßig dicht besiedelt. Doch sind die Siedler nicht dieselben, wie in der jüngeren Steinzeit. Gerade für den Übergang von der Steinzeit zur Bronzezeit sind starke Einwanderungen von Norden her charakteristisch. Germanische Völkerstämme, die Vorfahren der aus den Römerkriegen und der Völkerwanderungszeit bekannten Westgermanen, besetzen Pommern und verdrängen die bisherige Bevölkerung. Sie besiedeln zuerst Rügen, Vorpommern, drängen dann die Illyrier im südlichen Ostpommern mehr und mehr zurück und bewohnen schließlich die Ostseeküste nach Osten bis über die Weichselmündung hinaus.

Diese Westgermanen sind rein nordisch. Pommern erlebt mit ihnen die erste Blüte nordischer Kultur. Wie irrtümlich es war, diese Germanen etwa als völlig unzivilisierte, rohe Wilde anzusehen, ist schon oft genug betont worden. Im Gegenteil, ihre Kultur ist ohne Zweifel nicht geringer, als die der mittelländischen Völker jener Zeit.

Ebenso wie der Beginn der Bronzezeit fällt auch die auf diese folgende Eisenzeit (Beginn etwa 800 v. Chr.) mit großen Völkerverschiebungen zusammen. Diesmal sind die Einwanderer die Ostgermanen, die von Norden her über die Ostsee kommend von dem Gebiet an der Weichselmündung Besitz ergreifen und die Westgermanen nach Westen, schließlich bis an die Odergrenze, zurückdrängen. Das Kerngebiet der ostgermanischen Besiedlung, das etwa in das Gebiet des nördlichen Weichselkorridors und das der Kreise Lauenburg und Stolp fällt, stellt, wie die Karte zeigt, das pommersche Siedlungszentrum dieser Zeit dar.

Wie die Westgermanen sind auch die Ostgermanen rein nordisch. Ihre Kultur ist von der der Westgermanen verschieden, doch nicht tiefer stehend. Die Ostgermanen stellen mit allen ihren einzelnen Stämmen ein junges, durchaus wachstumsfähiges Volk dar, dessen großer Geburtenüberschuß weit ausreicht, das zur Verfügung stehende Gebiet mit Siedlern zu füllen, ja zu überfüllen, so daß bald Raummangel eintritt und Wanderungen der einzelnen Stämme nötig werden.



Besonders dicht besiedelt. Dicht besiedelt. Besiedelt oder wahrscheinlich besiedelt. Besiedlung nicht nachgewiesen.

Die Besiedlung Pommerns in der germanischen (vorslavischen) Eisenzeit

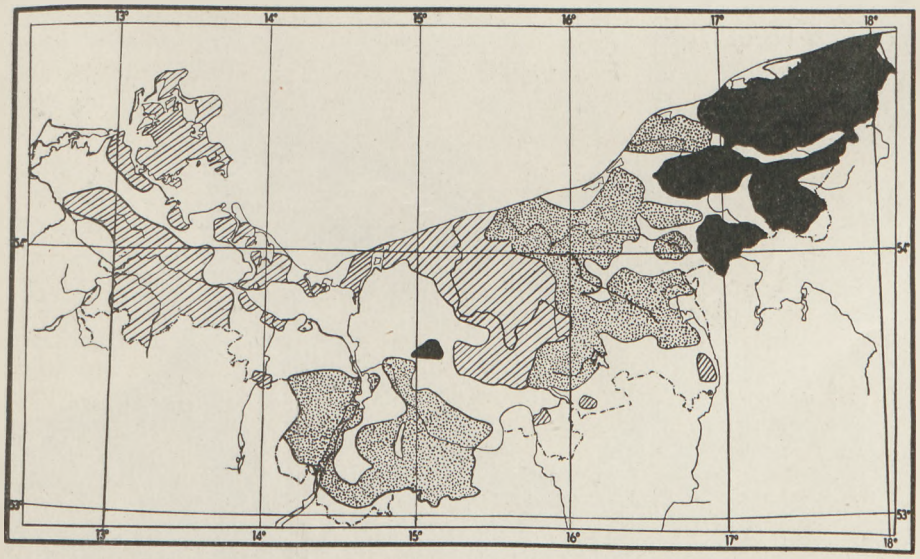
Über die Kultur der Ostgermanen vermitteln uns vor allem die riesigen „Gräberfelder“ einige Aufschlüsse, Friedhöfe der damaligen Zeit, wie sie im östlichen Ostpommern in großer Zahl entdeckt und ausgegraben worden sind. Daneben kommen auch Einzelgräber vor. Die häufigste Grabform ist die sog. Steinkiste, ein ungefähr kubischer, in die Erde versenkter Steinbau, in dessen Inneren Urnen mit Leichenasche und Beigaben beigesetzt werden. Unter diesen Urnen fallen besonders die Gesichtsurnen auf, auf deren Hals ein menschliches Gesicht dargestellt ist, ferner auch die Hausurnen, deutliche Nachbildungen eines auf Pfählen stehenden Hauses. Diese Urnenformen entsprechen der Vorstellung, daß die Seele des Verstorbenen einen dauernden Wohnsitz in diesen Urnen nehme.

Das Gebiet vom östlichen Ostpommern bis über die Weichselmündung hinaus ist der Ausgangspunkt der Völkerwanderung. Hier und im Weichselkorridor, wo das Deutschtum heute einen hartnäckigen Kampf um seine Existenz führt, befand sich einst die Quelle nordischen Blutes, dessen unaufhaltsame Wellen in der Völkerwanderungszeit ganz Europa überfluteten. Pommern selbst wird durch die Völkerwanderung fast sämtlicher Bewohner beraubt, doch zeigen vereinzelte Funde aus jener Zeit, daß es nicht ganz menschenleer war. In diese Zeit fällt die Einwanderung der Slawen (Wenden), die, ohne nennenswerten Widerstand zu finden, im 7. Jahrhundert n. Chr. von Osten her vordringen. Mit ihnen betritt nach mehreren Jahrtausenden nordischer Besiedlung und Kultur eine nicht nordische Rasse erstmalig pommerschen Boden. Die Slawen gehören vorwiegend der ostbaltischen Rasse an, als deren Heimat das zentrale und südliche Rußland anzusehen ist. Die Kultur dieser Slawen steht auf einer viel tieferen Stufe als die ihrer nordischen Vorgänger. Ihre Geräte sind primitiv und kunstlos.

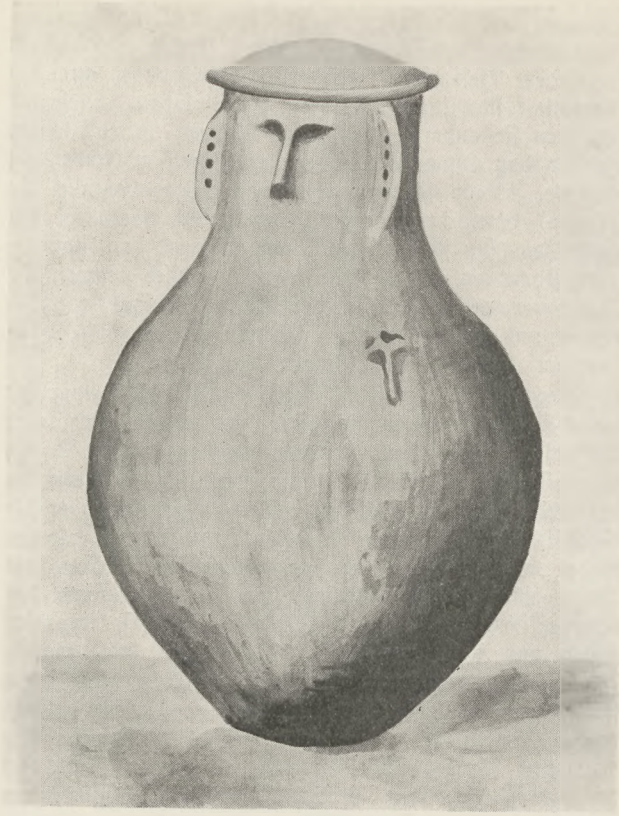
Nachkommen dieser slawischen Siedler bilden heute noch, nachdem im Mittelalter westdeutsche Auswanderer Pommern wieder dem Deutschtum zurückgewannen und kolonisierten, und damit hier die nordische Rasse wieder die Oberhand gewann, den ostbaltischen Bestandteil der pommerschen Bevölkerung. Doch sind die einstmaligen slawischen Besiedler Pommerns keineswegs mit den ebenfalls slawischen Polen gleichzusetzen, vielmehr gehörten sie anderen slawischen Völkern an und lebten mit den von Osten nachdrängenden Polen in dauerndem Kampfe. Wenn sie von polnischer Seite ebenfalls als „Polen“ bezeichnet werden, so entspricht dies nicht den Tatsachen. Im übrigen war auch während der Slawenzeit Pommern nicht ganz ohne nordisch-germanische Bewohner, auf der Ostsee herrschten die dänischen Wikinger, und ihr Stützpunkt in Pommern war die Jomsburg auf Wollin, das „Vineta“ der Sage.

Hiermit ist in großen Zügen ein Überblick über die hauptsächlichsten Zusammenhänge der vorgeschichtlichen Besiedlung Pommerns gegeben worden. Doch ist mit dem allgemeinen Überblick unsere heutige Kenntnis im wesentlichen bereits erschöpft, nähere Aussagen über die Verhältnisse bestimmter Teilgebiete sind nur in seltenen Fällen möglich. Auch die beigegebenen Karten, die auf Grund einer Zusammenstellung von Fundortangaben der pommerschen und Berliner Museen angefertigt wurden, haben nur mehr vorläufigen Charakter. Um Einzelheiten hervortreten zu lassen, ist die Vollständigkeit ihrer Grundlagen zu beschränkt: Alle in den Museen befindlichen Fundstücke, die bisher nicht wissenschaftlich bearbeitet worden sind, wie auch eine große Zahl von in Privatbesitz oder in Schulsammlungen befindlichen vorgeschichtlichen Gegenständen, die nicht zu ermitteln waren, konnten nicht berücksichtigt werden. Und doch ist es gerade heute — in einer Zeit, in der Heimat- und Rassenkunde als die am meisten volkstümlichen und im Deutschtum wurzelnden Wissensgebiete bewußt an die erste Stelle gerückt werden — von Interesse, auch etwas über die Einzelheiten zu erfahren, über die genauen Beziehungen der vorgeschichtlichen Besiedlung Pommerns zu den Verhältnissen seiner Bodenbeschaffenheit und Pflanzenverbreitung, ein Kreis von Fragen, die zur Zeit untersucht werden bzw. bereits untersucht worden sind. Für derartige Untersuchungen ist besonders eine genaue Karte aller bisher gemachten pommerschen Vorgeschichtsfunde wichtig. Außer bei heimatkundlichen Fragen könnte eine derartige vollständige Karte gegebenenfalls bei außenpolitischen Erörterungen, etwa bei einer Revision der Grenzziehung Berücksichtigung finden.

Um also eine hinlängliche Vollständigkeit zu erreichen, genügt es nicht, nur die in den Museen befindlichen vorgeschichtlichen Gegenstände zu berücksichtigen, sondern es müssen auch Schulsammlungen und in Privatbesitz befindliche Fundstücke beachtet werden. Und dabei ist zu bedenken, daß ja nicht die vorgeschichtlichen Fundstücke an sich einen hohen Wert darstellen, sondern diesen erst dadurch erhalten, daß sie unsere Kenntnis vorgeschichtlicher Zusammenhänge bereichern.



Die Besiedlung Pommerns in der jüngeren Steinzeit



Ostgermanische Gesichtsurne

Wenn wir heute erneut mit verdoppelter Energie an die Aufschließung des pommerschen Raumes herangehen, so wissen wir, daß uns andere Voraussetzungen und Gegebenheiten entgegentreten, als sie die Zeit vor 2000 oder 5000 Jahre vorfand. Die mittelalterliche Kolonisation wurde bekanntlich durch die schöpferische Tätigkeit Friedrichs des Großen abgelöst — durch eine Siedlungsweise, welche die Landwirtschaft eng mit Gewerbe und Kleinindustrie verknüpfte, damit einem bis dahin menschenleeren Raum ein vielfältiges Gesicht gab und die Voraussetzungen schuf für ein geistiges Zusammenleben der Menschen. Diesen Fragen werden wir wieder unser besonderes Augenmerk zu schenken haben. Denn wir erkennen, daß allein von der Landwirtschaft aus und allein vom Bauern her eine übergroße Anfüllung des Raumes mit Menschen kaum möglich sein wird, sondern daß ihr alle jenen Erwerbszweige an die Seite zu stellen sind, welche die Befriedigung der Bedürfnisse unserer kulturell anspruchsvolleren und an eine weitgehendste Arbeitsteilung gewöhnten Menschen mit sich bringt. Als Grundforderung muß dabei immer wieder verlangt werden, daß das besondere Gesicht der Landschaft erhalten bleibt, daß nicht, wie bisher, in ein Land der großen Fläche und des weiten Blickes zusammenhanglos Siedlungen hineingestellt werden ohne innere Verbindung und ohne Gemeinschaftsleben.

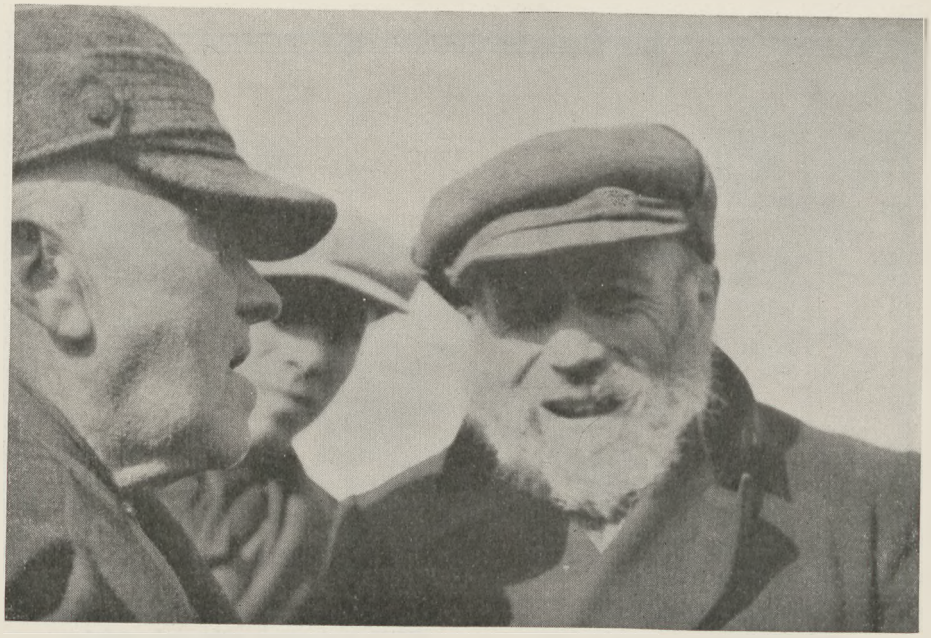
Wie früher die Gefolgschaft das Kernstück der Ansiedler bildete, so werden wir auch heute diese aufbauen müssen, um der Landschaft ihr Gepräge zu bewahren.

ODO RITTER:

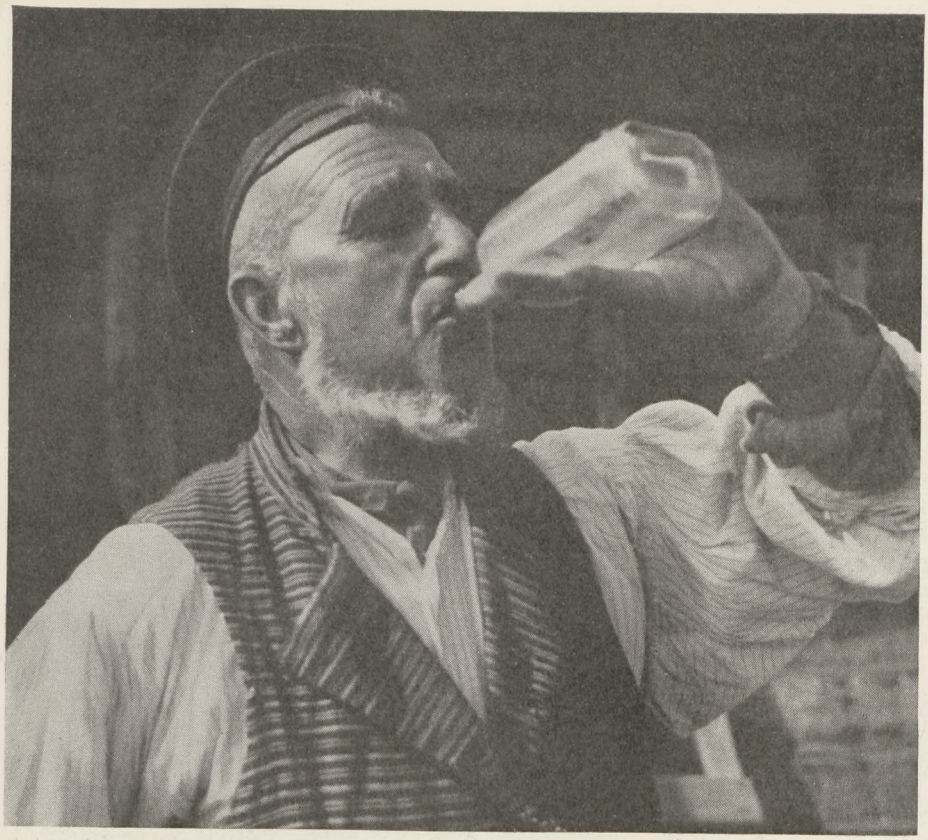
Menschen in Pommern

Es ist in dieser Zeit viel über Menschen und ihre Rassen, über erbbiologische und bevölkerungspolitische Dinge geschrieben worden — soviel, daß sich das trotz aller Erkenntnisse noch unklare Gebiet der Rassenkunde fast verworrener gestaltet hat. Heute kann es nicht darauf ankommen, irgend welchen problematischen Einzelheiten rassischer Zielsetzung nachzuspüren, sondern nur darauf, den Gesamtgedanken in den Vordergrund zu stellen und ihn jedem verständlich und notwendig erscheinen zu lassen. Ideologien mögen immerhin gut sein für die Studierstube; sie passen aber keineswegs in das Leben eines wiedererblühenden Volkes: für dieses sind nur blutvolle Tatsachen tauglich.

Man vergißt immer wieder, daß der Mensch nicht nur ein biologisches Wesen ist, das auf Grund der Vererbungsgesetze in eine Anzahl von Rassen und rassischen Kompenenten zersplittert wurde — man vergißt immer wieder die innige Verbundenheit zwischen Mensch und Landschaft, zwischen Blut und Boden, die in weitestgehendem Maße mit ihren vielgestaltigen Einflüssen das körperliche und seelische Bild



Bauern aus dem Kreise Bütow, alpiner Typus *Fot.: Rapp*



Mönchguter Fischer, vorwiegend nordisch *Fot.: Ehlert*

der Menschheit bestimmt. Darin aber sollte in erster Linie der Ausgangspunkt der meisten rassenkundlichen Betrachtungen liegen. Denn nicht nur formt sich der Mensch seine Landschaft, sondern es ist auch die Landschaft, die sich ihren Menschen bildet. Durch lange Zeiträume gleichgebliebene geographische Verhältnisse, gleiche Umwelt, Abgeschlossenheit in irgendwie natürlich begrenzten Gebieten: diese Momente haben zumeist das geschaffen, was wir heute unter Menschenrasse verstehen. Wir müssen überhaupt annehmen, daß ursprünglich in abgeschlossenen geographischen Räumen ein innerlich und äußerlich weitgehend übereinstimmender Menschenschlag gelebt hat. Erst die Zeit der Wanderungen und dann die schnelle Entwicklung der Verkehrswege und Verkehrsmittel haben die Gleichheit von Volk und Rasse zerstört, haben Rassengemische entstehen lassen, wie wir sie heute in fast allen Teilen der Erde sehen.

Es ist also ein gewisser Widerspruch in sich, von einer „deutschen Rasse" schlechthin zu sprechen. Denn Deutschland weist 4 oder 5 oder 6 Rassen auf, die allerdings in ihren letzten Einzelheiten noch längst nicht restlos bestimmt sind. Immer aber ist festzustellen, daß diese Rassen in ihrer Mehrzahl oder in ihren Hauptmerkmalen an ganz bestimmte Teile des Vaterlandes gebunden sind, daß erst die leichte Überwindung des Raumes ein merkliches Ineinandergreifen der einzelnen Rassen ermöglicht hat.

Wer mit offenen Augen durch Deutschlands Gaue gewandert ist und die Menschen in ihnen betrachtet hat, der weiß, daß die Bewohner Bayerns von denen Schlesiens grundsätzlich verschieden sind, daß der Thüringer sich vom Holsteiner abhebt, der Pommer vom Rheinländer usw. Gewiß sind die Unterschiede verwischt und bisweilen nur schwer zu erkennen, aber sie existieren tatsächlich. So liegt das Zentrum der nordischen Rasse im Nordwesten Deutschlands: hier begegnen wir vorwiegend dem hochgewachsenen, blonden, blauäugigen Menschen mit schmalem Kopf und hohem Gesicht. Die alpine Rasse hat ihr Ausstrahlungsgebiet im Südwesten: hier finden wir eine große Zahl untersetzter, dunkelhaariger und dunkeläugiger Menschen mit kurzem, breitem Kopf und niedrigem Gesicht. Westlich und mehr noch östlich der Oder ist ein ähnlicher Typus vorherrschend, der jedoch blond und blauäugig ist: die osteuropide (ostbaltische) Rasse. In den Alpen und Voralpen schließlich und in fast allen Mittelgebirgen, hin bis zu den Sudeten, treffen wir, wenn auch in verhältnismäßig geringer Zahl, einen vierten Menschenschlag an, die dinarische Rasse: hochgewachsen, dunkel, mit schmalem Gesicht, aber kurzen, steilabfallendem Kopf und mit ausgeprägter, vorspringender Nase.

Alle diese Rassen scheinen uns landschaftsgebunden — geeignet hauptsächlich für das Leben, das eine bestimmte Landschaft gibt und fordert. Viel-

Nordisches Mädchen *Fot.: Rauch*

leicht liegt gerade hierin die Stärke des deutschen Volkes, daß jede Landschaft den ihr verbundenen Menschen hat, der sie versteht und liebt.

Von den Pommern macht man sich meist in anderen Teilen des Reiches ein falsches Bild: man stellt ihn sich durchweg als Vertreter der nordischen Rasse vor. Das ist aber ebenso unzutreffend, als wenn man den Schlesier in seinem Durchschnitt für nordisch ansehen würde. Naturgemäß kann hier keine eindeutige Rassenkunde pommerscher Menschen gegeben werden — dazu fehlt selbst die kleinste Einzeluntersuchung —, mitgeteilt seien nur die Eindrücke mehrerer Reisen, die auch in die entlegensten Dörfer führte.

Siedlungsgeschichtlich ist Pommern bekanntlich urgermanisches Land mit nordischer Bevölkerung, das nur nach der Völkerwanderungszeit für einige Jahrhunderte von einer meist osteuropiden Menschenrasse (Wenden, Slaven) bewohnt wurde, die ihrerseits vom 13. Jahrhundert an, dem Beginn der deutschen Kolonisation, die Einwanderung niederdeutscher Elemente sich gefallen lasse mußte. Aus diesen kurzen Angaben lassen sich bereits die rassischen Verhältnisse Pommerns grob ableiten.

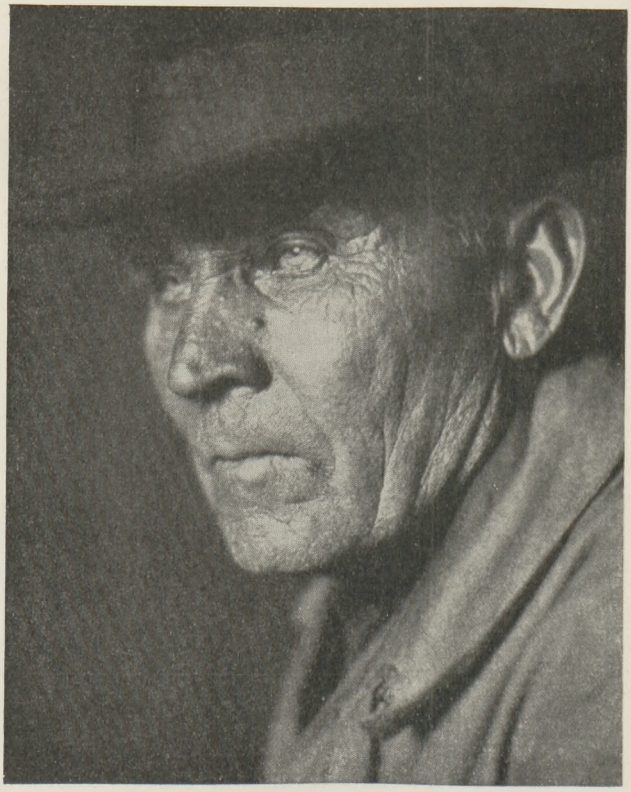
Das interessanteste Gebiet der Provinz ist ohne Zweifel der östliche Teil, etwa das Gebiet der Kreise Lauenburg, Stolp und Bütow oder, wie man es auch nennt, die Kassubei. Ohne der sogenannten kassubischen Frage irgendwie nachgehen zu wollen, fällt dem Beschauer zunächst die weite Verbreitung des katholischen Glaubens auf, der hier viel zahlreicher vertreten ist, als in irgend einem anderen Teil der Provinz. Das gilt besonders für den Kreis Bütow. In einzelnen Dörfern ist es augenscheinlich, daß die Träger beider Konfessionen zugleich ein verschieden rassisches Aussehen haben.

In der Mehrzahl sind die Menschen Ostpommerns untermittelgroß, untersetzt und kräftig, blond und blauäugig. Das Gesicht ist niedrig, breit, der Kopf kurz, fast rund. Man könnte ihn als den Typus des pommerschen Dickschädels bezeichnen. Auffallend ist aber zudem ein deutlicher Einschlag dunkler Elemente. Wir finden besonders im Kreise Lauenburg und Bütow eine große Zahl dunkeläugiger und dunkelhaariger Menschen, eine Tatsache, die sich am eindeutigsten beim Besuch von Schulen feststellen läßt: in allen Klassen war der dunkle Typus mehr oder weniger stark vertreten. Dieser alpine Einschlag verliert sich jedoch nach Norden und Westen mehr und mehr. So gibt es bereits im Kreise Neustettin Schulen, die kaum von einem dunkeläugigen und dunkelhaarigen Kinde besucht werden. Und eine Rundfrage ergab, daß die dunklen Komplexionen auch bei den Eltern äußerst selten sind.

Dafür aber tritt allmählich die nordische Rasse stärker in den Vordergrund. Der ostpommersche Küstensaum weist durchschnittlich große, wetterfeste Gestalten auf, die sich allerdings im Innern der Provinz und noch mehr im Gebiet des Höhenrückens mit der kleingewachsenen osteuropiden Rasse vermischt haben. Erst in Vorpommern bestimmt das nordische Element eindeutig das rassische Bild der Bewohner, das weiter westwärts in Mecklenburg noch klarer wird.

Es sind also drei Rassengruppen, die das Aussehen der pommerschen Menschen festlegen. Von diesen ist die alpine Rasse örtlich eng begrenzt auf einzelne Teile Ostpommerns und tritt in anderen Gegenden nur vereinzelt auf, während die osteuropide ihr Hauptgebiet im mittleren Teile der Provinz hat. Überall und meistens überwiegend ist natürlich die nordische Rasse festzustellen: am reinsten westlich der Oder und an der Küste. Die sogenannte „fälische" Rasse soll bei diesen Betrachtungen unberücksichtigt bleiben, da sie eher als eine Spielform der nordischen, aber kaum als selbständige Rasse zu betrachten ist. —

Fischermädchen *Fot.: Ehlert*



Ostpommerscher Fischer *Fot: Kruse*

Wie die seelischen Eigenschaften, der Charakter des Pommern in alten Reiseschilderungen gesehen werden, mag in folgendem der Chronist Thomas Kantzow aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts erzählen: „Es ist das Volk mehr gutherzig wann freundlich, mehr simpel dann klug, nicht sonders wacker oder frolich, sonder etwes ernst und schwermütig. Sunst aber ists ein aufgericht, treue verschwiegen Volk, das die Lugen und Schmeichelwort haßt; pittet unter einander gern zu Gaste und gehet wiederum zu Gaste und tut eim nach seiner Art und Vermügen gern gutlich."

Wenn heute von irgendwelchen Seiten in Überspitzung gewiß begründeter Ideen der nordisch-deutsche Mensch als anzustrebender Idealtypus unseres Volkes gefordert wird, dann ist eine solche Forderung vielfach nur geeignet, Minderwertigkeitsgefühle in andersrassischen Volksgenossen zu erwecken. Wohin aber rassenkundliche Erkenntnis und moderne Rassenhygiene unbedingt führen muß, ist die Reinhaltung von fremdländischen Einflüssen, ist die seelische Regeneration des deutschen Volkes, die Stärkung seines Charakters, und zwar nach der Richtung hin, die uns durch die nordische Rasse gegeben ist. Die Körperlichkeit hat dabei in den Hintergrund zu treten. Es gilt vor allem den national-deutschen Menschen heranzubilden, der in allen seinen Fasern deutsch denkt und deutsch fühlt, der bereit ist, sich ganz für die völkisch-vaterländische Idee einzusetzen. Das zu erreichen, muß oberstes Ziel rassischen Wollens und rassenkundlicher Aufklärung sein. Zum Ziele führt aber niemals irgendeine tote wissenschaftliche Beweisführung, sondern einzig und allein eine blutvolle, volks- und lebensnahe Lehre, die in ihrem Grundgefüge und in ihren Äußerungen jedem Deutschen verständlich und erstrebenswert ist.

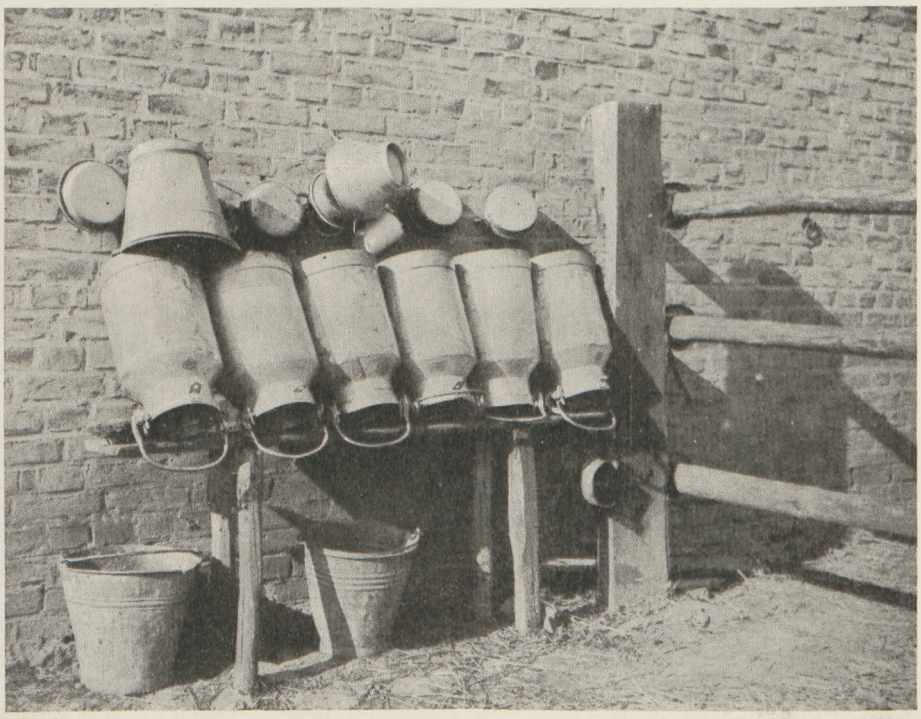
Der Wanderer aber fühlt, daß der pommersche Mensch in seiner derb-kernigen Art, geworden aus der innigen Verbindung zwischen Blut und Boden, feste Stütze eines ewigen Deutschlands ist.

HORST VON TEICHMAN:

Das Vorrecht des ostdeutschen Bauern

Während im übrigen Reich die landwirtschaftliche Erzeugung ganz überwiegend vom örtlichen, mindestens aber vom provinziellen Markt aufgenommen wird, ist der pommersche Bauer gezwungen, für seine Produkte Absatz im Reich, außerhalb seiner Provinz zu suchen. Wie groß die Überschüsse sind, die aus der Provinz ausgeführt werden müssen, zeigt eine eingehende Untersuchung des Deutschen Forschungsinstituts für Agrar- und Siedlungswesen in Rostock, nach welcher 68 Prozent der Roggenernte, 65 Prozent der Kartoffelernte und 40 Prozent des Weizenertrages als reine Überschüsse von den Bewohnern Pommerns nicht verzehrt werden können. Das bedeutet bei der fast ausschließlichen Herrschaft von Roggen und Kartoffeln auf den leichten hinterpommerschen Böden und bei einer Entfernung von fast 400 km von Hinterpommern bis Berlin (Berlin — polnische Grenze nur 150 km!): Weite Frachten, hohe Transportkosten, niedrigere Preise, Verluste beim Versand, Abhängigkeit vom entfernten Markt, heißt: Vermehrter Zwischenhandel mit allen seinen unerfreulichen Folgen, heißt weiter bei dem Fehlen einer bodenständigen Industrie: Abermals Preissteigerung beim Bezug von Dünge- und Futtermitteln, Maschinen, Handwerkszeug und Betriebsstoffen. Wenn auch ein Teil dieser Hemmnisse heute durch die Maßnahmen des Reichsnährstandes beseitigt sind, es bleiben für den ostdeutschen Bauern noch genug Erschwernisse gegenüber seinem west- und mitteldeutschen Berufsgenossen. Die ständige Sorge des Wirtschaftspolitikers muß es sein, ihm hier Unterstützung und Förderung zu geben, da der Bauer von sich aus nicht in der Lage ist, diese grundlegenden und bestimmenden Tatsachen zu ändern.

Zunächst ist von der Berufsverbundenheit aller deutschen Bauern zu erwarten, daß sie auf manche Bequemlichkeit und Bevorzugung zugunsten des Ostens verzichten. Es ist hier z. B. an eine radikale Einschrän-



Fot : Teschke

kung des Roggenanbaues zu denken, auf den Böden, die infolge ihrer günstigen Struktur die Möglichkeit haben, andere Früchte mit Erfolg anzubauen. Allein durch diese Maßnahme würde dem ostdeutschen Roggen ein sicherer Absatz gewährleistet sein, während die Belastung mitteldeutscher Betriebe durch den nun erforderlichen Zukauf von Roggen für ihren eigenen Bedarf kaum wesentlich ins Gewicht fällt. Es ist weiter zu denken an eine Verlagerung der Brennereien von den guten Böden mit ausreichendem Wiesenverhältnis zu den leichten, grünlandarmen des Ostens, und in gleicher Weise an die Einschränkung der Flocken- und Stärkekontingente der kartoffelverarbeitenden Wirtschaften des Westens und Mitteldeutschlands, die für ihre Erzeugnisse als Frischware einen sicheren örtlichen Absatz finden.

Dem völlig widersinnigen Betrieb riesiger, rein gewerblicher Schweinemästereien, in denen in Nordwestdeutschland mit billigen ausländischen Futtermitteln ein vom Osten nicht zu unterbietendes Konkurrenzprodukt erzeugt wurde, ist durch die Erhöhung der Futtermittelpreise bereits ein Riegel vorgeschoben worden. Darüber hinaus muß aber die Schweinemast vielmehr als bisher ein Vorrecht des ostdeutschen Bauern werden, denn er erzeugt ja vorwiegend die Futtermittel zur Mast von Fettschweinen, ist also in der Lage, unveredelte Produkte, für die ihm jeder Absatz fehlt, in hochwertige Veredelungsprodukte umzuwandeln und damit Verluste und Transportkosten zu sparen.

Doch genügen alle diese Maßnahmen nicht, um dem Osten die Lebensmöglichkeiten zu schaffen, die er braucht. Die Menschenarmut seines Landes, die den Überschuß aller Erzeugnisse bedingt, wird dadurch nicht beeinflußt, und auch der beste und uneigennützigste Verteilungsapparat kann nicht verhindern, daß die Zwischenkosten auf dem weiten Wege vom Erzeuger im Kreise Bütow bis zum Verbraucher in Chemnitz eine Verteuerung des Endproduktes bedingen. Darum heißt es in der Provinz selbst die Voraussetzungen zu schaffen, Erzeugung und Verbrauch in Übereinstimmung zu bringen, zum mindesten aber dafür zu sorgen, daß nur ein Spitzenaustausch notwendig ist; denn der Osten wird sich seine wichtige Stellung als ausschlaggebender Getreidelieferant Deutschlands nicht nehmen lassen.

Teilt sich der Verbrauch landwirtschaftlicher Erzeugnisse in Verzehr, Ausfuhr, Veredelung und Verfütterung, so haben wir gezeigt, in welcher Weise Verfütterung und Veredelung in stärkerem Maße als bisher für die Unterbringung der ostdeutschen Ernten herangezogen werden müssen. Um die Ausfuhr mit allen ihren Nachteilen aus der Provinz zu verringern, ist eine Steigerung des Verzehrs im örtlichen Bereich der Erzeugung erforderlich, und da ja immer nur eine bestimmte und noch dazu sehr begrenzte und wenig veränderliche Menge von Nahrung zur Sättigung eines Menschen benötigt wird, bleibt nur die Vermehrung der Bevölkerung als sicherster und gründlichster Weg zur Gesundung der wirtschaftlichen Verhältnisse übrig.

Seit fast 50 Jahren bemüht man sich, durch Siedlung den menschenleeren Ostraum anzufüllen, ungeheure Staatsmittel sind zu diesem Zweck aufgebracht worden und doch muß der Erfolg im ganzen als niederschmetternd schlecht bezeichnet werden. Dem Zug nach dem Westen hat die vom Staat organisierte Bewegung nach dem Osten keinen Halt bieten können, der Wanderungsverlust der Ostprovinzen ist bis in die jüngste Zeit außerordentlich groß und auch die nicht zu leugnenden flächenmäßigen Erfolge der Siedlung in den letzten Jahren haben Entscheidendes an den bestehenden Verhältnissen nicht geändert. Warum? Weil alle die

Fot.: Haehn

Grundsätze außer acht gelassen wurden, die wir vorstehend als die Voraussetzungen einer gesunden Agrarpolitik geschildert haben, weil Siedlung zudem nicht Aufgabe des Volkes war, weil sie betrieben wurde im luftleeren Raum, ohne Zusammenhang mit den organischen Bedingungen des Landes, ohne Verknüpfung mit den Voraussetzungen für die Lebensfähigkeit der Siedler. Diese hängt ja nicht nur von der Höhe der aufzubringenden Rente allein ab, sondern vor allem auch davon, ob der Jungwirt in eine lebendige Gemeinschaft hineingestellt wird, die ihn aufnimmt als das Glied eines Körpers, der auf die Kraft und die Tätigkeit aller seiner Glieder angewiesen ist, der ihr Leben bedingt wie sie das seine. Der aber auch — und darauf kommt es uns in diesem Zusammenhange vorwiegend an — dem Siedler die Möglichkeit schafft, für die Schaffung eines lebensvollen Gemeinwesens bilden, in welchem der Jungbauer nicht nur den gegebenen Absatz für alle seine Erzeugnisse findet, sondern in welchem Handwerk, Kleinindustrie und Veredelungsgewerbe ihren Standort haben.

Vor allem aber, und das scheint das Wichtigste zu sein, soll sich hier das kulturelle Kernstück der neuen Gemeinde herausbilden. Letzter Sinn jeder Siedlung und Kolonisation kann doch nur sein, neben dem wirtschaftlichen Erfolg, neben der Beseitigung ungesunder Besitzverhältnisse und der Bildung eines kräftigen Bauerntums kulturelle Werte zu schaffen, die denen des andrängenden fremden Volkstums überlegen und nicht nur ihrer physischen Kraft, sondern vor allem ihrer geistigen Haltung nach unüberwindlich sind. Hier scheint der schwächste Punkt aller bisherigen Siedlungs-

---

Leuchte, scheine, goldne Sonne über dieses schöne Land!
Felder, Wälder, Berge hülle in dein helles Lichtgewand!
Laß die weiten Äcker reifen und die kleinen Gärten blühn,
Leuchte, hell in die Fabriken, wo wir uns im Schatten müh'n!
Leuchte goldne Sonne, scheine, spende deines Segens Kraft!
Bruder, Deine Hand! Hier meine!
Arbeitsbrüder, uns vereine eine heil'ge Leidenschaft.

Tausend Räder brausen, Städte tönen, stromentlang
Ziehn die schwerbeladnen Schiffe, braust der Eisenbahngesang.
Neuer Wille, neuer Glaube, Tat allein kann uns befrein.
Was des Volkes Hände schaffen, soll des Volkes Eigen sein.
Land und Freiheit = unser eigen; Menschenwürde = unser Recht.
Kraft soll sich der Schwachheit neigen, brüderlich einander zeigen:
Keiner Herr und keiner Knecht.
Drum, mein Hammer, schwing und schalle; läute Frieden, Hammerschlag!
Ruf mit deinem Stahlgesange Stadtvolk, Landvolk, Brüder alle, in den
neuen Arbeitstag!

Heinrich Lersch

---

seine Erzeugnisse an Ort und Stelle unmittelbar an den Verbraucher abzusetzen und ihm dafür alle die Dinge bietet, die bei aller Selbstversorgung einer Siedlerwirtschaft bei unserer, auf weitgehende Arbeitsteilung eingestellten Volkswirtschaft nicht von ihm selbst erzeugt werden.

Die Zeiten sind vorüber, in denen der Kolonist, auf jungfräulichem Boden angesetzt, Haus und Stall, Pflug, Flegel und Hausrat selbst herstellte, und bis uns nicht der Arbeitsdienst wieder diesen Typ des wirklichen Kolonisators in die Hand gibt, werden wir mit den Gegebenheiten rechnen müssen.

Der Gedanke, die landwirtschaftliche Siedlung mit einer auch alle übrigen Wirtschaftszweige umfassenden Kolonisation zu verbinden, ist gewiß nicht neu, aber solange es eben bei dem Gedanken bleibt, er nicht Tat und Wirklichkeit wird, ist alles Reden davon vergeblich. Es wird also in Zukunft darauf ankommen, nur dort Siedlungen zu erstellen, wo sich bereits ein gewisses Wirtschaftszentrum befindet, wo Eisenbahn, Hauptverkehrsstraße oder Wasserweg einen natürlichen Ansatzpunkt versuche zu liegen. Wenn die bisher stets allein genannten vier Faktoren: Land, Mensch, Geld und Siedlungsträger auch vorhanden waren, es fehlte als fünfter und wichtigster der Führer der neuen, sich bildenden Gemeinschaft, der sie zusammenschweißt, ihr Leben gibt und dies zunächst völlig gestaltlose Gebilde formt und meißelt. Er wird nicht gemacht durch die Bestellung zum Siedlerberater, nicht gewonnen durch die Ernennung zum Gemeindevorsteher, sondern in der Arbeit der wachsenden Siedlung, aus ihr heraus nur kann er sich durchsetzen und kann seine Führereigenschaften beweisen.

Wird zukünftig in der beschriebenen Weise verfahren, so kann kein Zweifel bestehen, daß bei einem wirklich großzügigen Siedlungswerk nur auf diesem Wege die Erschließung des deutschen Ostens vorgenommen werden kann. Stichhaltige Untersuchungen des bereits genannten Instituts in Rostock, welche an verschiedenen alten und neueren Siedlungen vorgenommen worden sind, haben gezeigt, daß nach einer gewissen Anlaufzeit eine Bevölkerungsvermehrung auch auf leichteren Böden bis zu 50 Pro-

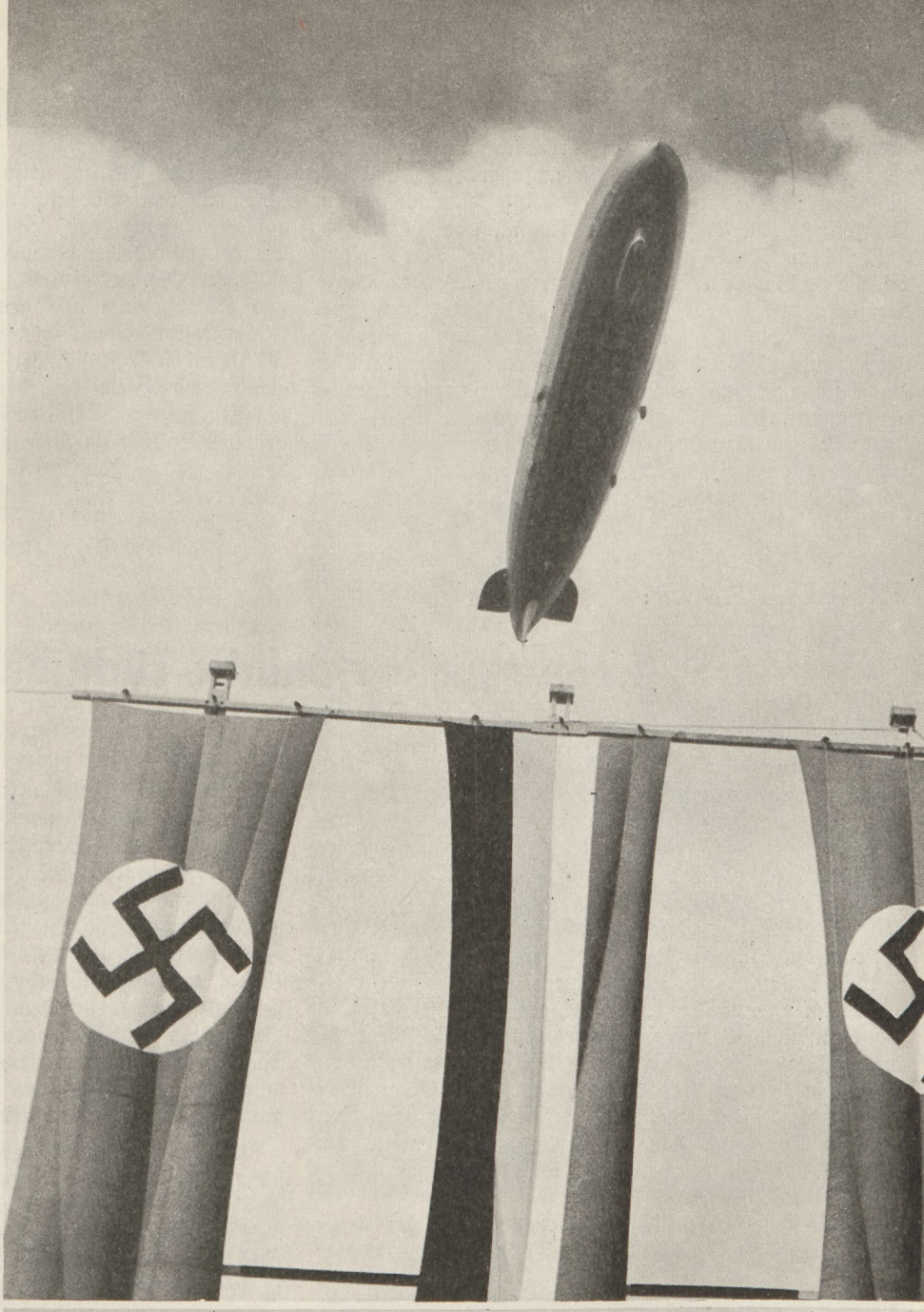
Fot.: Ehl

Im Gleichschritt tacken die Stiefel über das Pflaster – aus frischer Kehle schallen die trutzigen Lieder: Hitlerjugend! Sinnbild ist sie für Deutschlands Stärke in der Zukunft und Bahnbrecher eines wahren Sozialismus, der in echter und fröhlicher Kameradschaft entsteht

Heute

ist der 1. Mai der Feiertag der nationalen Arbeit. Das geeinte Deutsche Volk begeht ihn festlich in dem Bewußtsein, daß es wieder aufwärts geht, ungehemmt durch Bruderzwist, Klassenkampf und Standesdünkel der Zukunft entgegen!

Fot.: Ehlert



Früher

wurde das Volk von Thälmann und seinen Agitatoren gegeneinander aufgehetzt. Der 1. Mai war der Tag des Klassenkampfes und in den Großstädten waren Tote und Verletzte die Folgen der „Maifeier"

Fot.: Scherl

zent des ursprünglichen Menschenbesatzes eintritt, wobei die Auswirkungen einer gleichzeitigen Gesamtkolonisation noch nicht einmal berücksichtigt worden sind.

Es gehört freilich dazu ein umfassender Plan, der sich über viele Jahre erstreckt und alle Maßnahmen in sich schließt, die im Zuge der Kolonisation zu treffen sind. Denn Kolonisation ist ein Werk von Generationen, sie erfordert eingehende Vorbereitung und klarste Zielsetzung. Bedeutet doch eine umfassende Siedlung die völlige Strukturveränderung eines großen Wirtschaftsgebietes, eine Veränderung, die in unseren östlichen Nachbarländern innerhalb weniger Jahre in einem bisher nicht erlebten Ausmaß vor sich gegangen ist und in ihrer Überstürzung und Planlosigkeit ein warnendes Beispiel für uns sein sollte.

Vielmehr muß diese große Aufgabe eingespannt werden in den Gesamtplan einer Bedarfsdeckung Deutschlands mit dem Ziel der Nahrungsfreiheit, sie muß in sich schließen den Ausbau von Straßen und Wegen, umfangreiche Meliorationen, Erschließung von Bodenschätzen wie Torf und Braunkohle, Nutzung der Wasserflächen durch Fischzucht, Rohr- und Weidenwerbung, Angliederung einer zweckmäßigen Obstverwertung, Gewinnung von Terpentin und Kolophonium aus den zur Abholzung bestimmten Kiefernbeständen und vieles andere mehr.

Damit schließt sich der Kreis, in welchem die Aufgaben und Ziele der deutschen Landwirtschaft beschlossen liegen. Erforderlich ist die engste Zusammenarbeit aller, die an diesem großen Werk mitzuarbeiten berufen sind. Dann wird das vom Führer aufgestellte Ziel erreicht werden.

ERNST JARMER:

Kredite für persönliche Tüchtigkeit

Jede Umgestaltung der Wirtschaftsordnung muß ihren Niederschlag in der Gesetzgebung finden. Der Nationalsozialismus stellt im Gegensatz zu der liberalen Auffassung auch in wirtschaftlichen Fragen das Gesamtinteresse über die Forderungen des Einzelnen. In seinem Wirtschaftsdenken bildet nicht das Kapital, sondern der Mensch die Hauptsache. Wirtschafts- und sozialpolitische Gesetze mußten deshalb nach der nationalsozialistischen Revolution grundlegend geändert werden. Dies ist bei dem Arbeits- und Bodenrecht bereits in erheblichem Umfange geschehen. Das Gesetz zur Ordnung der nationalen Arbeit hat die Arbeitsrechtsgesetzgebung geändert und das Recht auf Arbeit anerkannt. Durch das Reichserbhofgesetz ist der Boden als die Lebensgrundlage der Familie und damit des Staates anerkannt, seine Erhaltung auf Generationen gesichert und seine Unveräußerlichkeit und Unverpfändbarkeit ausgesprochen.

Noch keine wesentliche Änderung ist bei der Gestaltung der Kreditverhältnisse vorgenommen worden. Hier herrschen immer noch dieselben Grundsätze, wie sie sich in den letzten Jahrzehnten, der damaligen Wirtschaftsauffassung entsprechend, ausgebildet hatten. Ausgehend von dem bösen Willen des Schuldners, seine Verpflichtungen zu erfüllen, fordern die kreditgebenden Stellen möglichst viele bankmäßige Sicherheiten, in der Hoffnung, so das Risiko zu vermindern. Hier ist ein Wandel notwendig. Kredit bedeutet Vertrauen. Dieses Vertrauen muß einmal von dem Gläubiger dem Schuldner entgegengebracht werden, nachdem durch die nationalsozialistische Revolution die Volksmoral sich wesentlich gebessert hat. Aber auch der Schuldner muß sich dieses Vertrauens würdig zeigen, wenn wir zu einer gesunden Kreditgewährung kommen wollen.

Bei den Krediten werden Real- und Personalkredite auch heute noch scharf geschieden, obwohl jetzt nach dem Reichserbhofgesetz die Möglichkeit dinglicher Sicherheit auf landwirtschaftlich genutztem Boden erheblich eingeschränkt ist. Der Realkredit ist im allgemeinen ein langfristiger, der Personalkredit kurzfristig. Während nun Banken und Sparkassen für langfristige Einlagen verständlicherweise höhere Zinsen als für Tagesgeld zahlen, ist umgekehrt der Zinsfuß für den langfristigen Kredit, bei dem der Gläubiger für längere Zeit auf anderweitige Verwendung seines Geldes verzichtet, niedriger.

Diese Entwicklung läßt sich nur daraus erklären, daß der langfristige Kredit stets dinglich gesichert wurde und damit dem Gläubiger als auf lange Zeit gesicherte Anlage erschien, weshalb er wegen des geringeren Risikos einen niedrigeren Zinsfuß nahm. Ich sage ausdrücklich: „als eine gesicherte Anlage erschien", denn in Wirklichkeit lehrt die Entwicklung, daß Agrarkrisen eine so starke Entwertung des als Pfand dienenden Grund und Bodens mit sich zu bringen pflegen, daß selbst erststellige Hypotheken, wie heute die landschaftlichen, notleidend werden. Die dingliche Sicherung bedeutet in Wahrheit nur eine Vorzugsstellung bei der Liquidation des Betriebes, die besonders dann, wenn der dingliche Kredit später als der Personalkredit gegeben wurde, eine Bevorzugung gegenüber den früheren Gläubigern darstellt. Er hat mit dem Vertrauen

Kumm mit, Kamrad!

All sünd wi Bröder hier up Jrden,
von 't Dörp un von dei grode Stadt,
ob wi mit hogdütsch Tungen räden,
or schnacken tru dat dägte Platt.

Uns Lewen, dat is jüst dat glike,
eis geiht bargup, un eis bargaff;
mit all sin Högen, all sin Leeden
von dei lütt Weig bät han tau 't Graw.

Dei een hatt Schwielen an sin Fusten,
dei anner Furchen up dei Stirn;
ob wi nu pläugen, lihren, grawen:
war warkt, dei hatt sei Arbeid girn!

Wi deinen all uns dütsche Heimat
un gahn gradut den sälwen Padd,
un maken still un tru uns Arbeid
un singen froh: kumm mit, Kamrad!

Susanne Erdmann

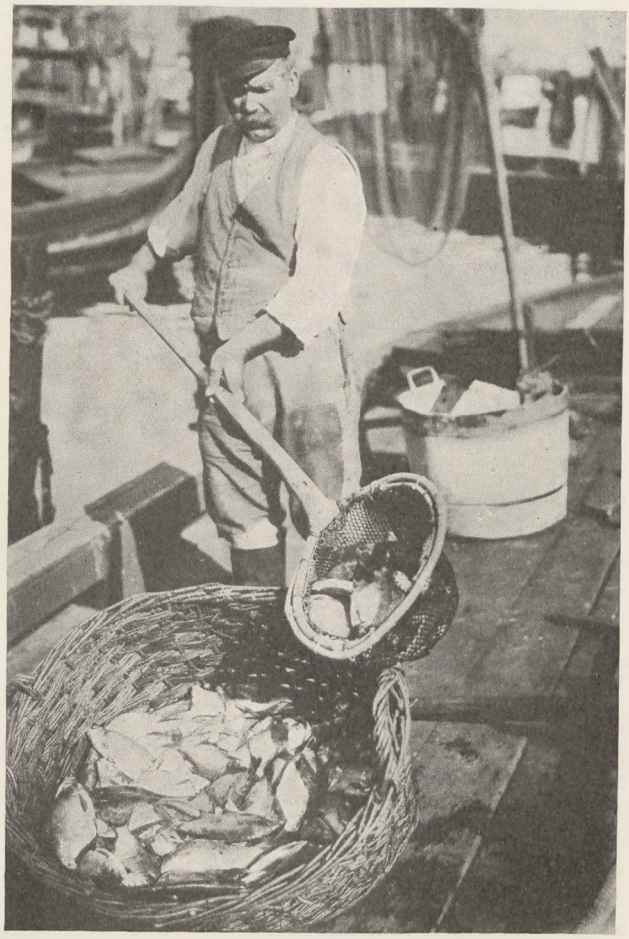
des Gläubigers gegenüber dem Schuldner gar nichts zu tun, denn er wird einseitig auf den Wert des verpfändeten Grundstückes abgestellt. Wir wollen aber gerade wieder zu einer stärkeren Schuldnermoral und damit zur Zurückführung der Kreditgewährung auf das Vertrauen des Gläubigers in die berufliche Tüchtigkeit und persönliche Anständigkeit des Schuldners kommen.

Wir werden demnach von den vielen einschränkenden Bestimmungen für den Personalkredit loskommen und eine Lockerung der bevorzugten Stellung des Realkredits anstreben müssen, und wir werden Formen zu suchen haben, wonach *auch ein Personalkredit auf eine längere Zeit* gegeben werden kann. Voraussetzung hierfür ist, daß derjenige, der sich nicht redlich bemüht, seine Schulden zurückzuzahlen, nicht mehr als ein anständiger Mensch betrachtet wird. Nachdem in den letzten Jahrzehnten, vielfach hervorgerufen durch übertrieben hohe Zinsforderungen der Gläubiger, die Nichtbezahlung von Schulden auf die leichte Schulter genommen worden ist, wird eine Erziehungsarbeit, gefördert durch gesetzliche Bestimmungen, einsetzen müssen. Der *Kreditbetrug*, d. h. die falsche Angabe über die genaue Vermögenslage bei Hingabe des Darlehns wird *mit Zuchthaus bestraft* werden müssen, um jeden Schuldner bei der Auskunftserteilung gegenüber seinem Gläubiger zur strengsten Wahrheit zu veranlassen. Wenn der Gläubiger damit rechnen kann, die Vermögensverhältnisse seines Schuldners genau zu kennen, dann kann er auch ohne vielfache Sicherungen einen Kredit gewähren.

Wie soll sich aber der Gläubiger verhalten, wenn trotzdem der Schuldner seiner Rückzahlungspflicht nicht genügt? Wir dürfen nicht wieder zu dem Verfahren endloser Pfändungen, Zwangsversteigerungen und Zwangsvollstreckungen zurückkehren. Hier müssen die *ständischen Ehrengerichte* helfend eingreifen. Schon früher pflegten Ehrengerichte der Stände, wie die der Anwälte und Ärzte, es als standeswidrig zu bezeichnen, wenn ein Anwalt oder Arzt über seine Verhältnisse Schulden machte oder diese nicht zurückzahlte. Nachdem wir nunmehr eine allgemeine Standesgliederung anstreben, müssen sich alle einzurichtenden Standesehrengerichte zum Grundsatz machen, ein Mitglied ihres Standes mit schweren Ehrenstrafen zu belegen und gegebenenfalls aus dem Stande auszuschließen, wenn es seinen Rückzahlungsverpflichtungen nicht genügt oder neue Schulden in einem Zeitpunkt macht, in dem die Rückzahlung von vornherein als ausgeschlossen erscheinen muß.

Wenn wir aber erst einmal zu einer solchen Schuldnermoral zurückgekehrt sind, werden die Kreditinstitute keinen Anstand mehr zu nehmen brauchen, auch ohne vielfache Sicherung einem tüchtigen und strebsamen Menschen, über dessen Persönlichkeit sie sich genügend unterrichtet haben und der ihnen laufend über seine wirtschaftlichen Verhältnisse eine ehrliche Auskunft erteilt, einen Kredit zur Verfügung zu stellen. Dieser Personalkredit kann dann auch ein langfristiger sein, besonders wenn *Abzahlungen* vereinbart werden, durch deren Innehaltung der Schuldner laufend seinen guten Willen unter Beweis stellt. Wir leiden nicht, wie es so vielfach heißt, an einem Mangel an Betriebskrediten, die immer nur kurzfristig sein können. *Unsere Wirtschaft krankt in viel stärkerem Maße an einer Knappheit langfristiger Kredite*, die zur Investierung in ein bestehendes oder neu aufzumachendes Geschäft die Mittel liefern sollen. Können wir zu einem angemessenen Zinsfuße dieses Kreditbedürfnis befriedigen, besteht in noch viel höherem Maße als bisher die Möglichkeit, neue Arbeitsgelegenheiten zu schaffen. Auch den Erbhofbauern, die zwar nach dem richtigen Grundsatz des Reichsbauernführers sich nicht mit neuen Schulden belasten sollen, die aber doch bei Unglücksfällen häufig einen mehrjährigen Kredit gebrauchen, kann ohne das langwierige Verfahren über das Erbhofgericht geholfen werden. Wenn der Nährstand sich dazu entschließt, jeden Bauern, der einen eingegangenen Personalkredit nicht zurückzahlt, mit schweren Ehrenstrafen zu belegen, werden die Kreditinstitute bereit sein, dem Bauern Personalkredit zu geben, obwohl sie kaum eine Möglichkeit zur Zwangsvollstreckung nach dem Erbhofgesetz besitzen. Denn es kommt, wie immer wieder betont werden muß, bei jedem Kredit auf das Vertrauen und dessen Rechtfertigung durch den Schuldner an. Sein guter Wille nützt letzten Endes dem Gläubiger mehr als die beste Sicherung.

Nachdem das Arbeits- und Bodenrecht von der nationalsozialistischen Regierung schon teilweise umgestaltet worden ist, wird nunmehr auch der *Änderung des Kreditrechts* eine erhöhte Aufmerksamkeit zugewendet werden müssen, damit auch bei der Kreditgewährung wieder vernünftige Grundsätze Platz greifen, die gleichzeitig den Neubau der Volkswirtschaft fördern.



Fot.: Krause

Abwechslungsreich Dein Mahl stets sei — Heut sei ein Fischlein an der Reih?

„Barth, Barth,
Du bist von Teufels Art,
Du hast eine gute Rinderzucht,
Aber 'ne schlechte Kinderzucht!"

Desen schönen Vers sall eis in ölleren Tiden, as dat Seggen geiht, ein Paster in Borth verbraken hewwen. Ob hei Recht hatt hett? In einen Punkt gewiß, nämlich mit de Veihtucht. Dor was Borth grot in, ämer ob dat mit de Kinnertucht würklich von Düwelsort is oder west is, weit ick nich. Sovel kann ick ämer seggen, dat wi Jungens uns ümmer för 'ne ganz uterwählte Natschon hollen hewwen, un wenn de Öllern un de Schaulmeisters am Enn 'n anner Ansicht west sünd un mit uns keinen Freden hollen hewwen, denn liggt de Schuld gewiß nich up uns' Sid, un wo de Paster up so 'nen verdreigten Snack hett kamen künnt, dat is mi hüt noch nich klor; ämer em sall dat vergewen un vergeten sin, dat hei de lütte, gaude, nette Stadt Borth so in Snackerie bröcht hett.

Wi willn uns dor nu nich wieder ämer argern, un as ick all seggt hewv, mit dat Rindveih hett hei würklich Recht. Wecker eis dat Glück hatt hett, bi Sommertid nah Borth tau kamen un ämer dat beten, wat up de Straten liggt un gaud för de Landwirtschaft is, wegsüht, de möt, wenn hei abends de grote, grote Haud Käuh von de Weid an Hus kamen süht, jo de beiden Hänn'n ämer 'n Kopp tauhopslahn un seggen: „Wo is 't einmal mäglich!" 'ne Tall kann ick nich angewen, denn ick weit nich, wovel Rindveih dat in Borth giwwt, un leigen will ick nich giern, ämer sovel is gewiß, dat einer lang'n säuken kann, bett hei 'ne tweit' Stadt von de Grött sinnt, de so 'nen Veihbestand hett, as grad Borth.

Ja, grotorig is dat, wenn abends de Käuh rinkamen un dat Og' dat Enn'n nicht awseihn kann. Da ganz Damm buten 'n Dammbur — hei hett 'ne schöne Breid — is utfüllt, „wenn der Rinder breitgestirnte, glatte Scharen kommen, brüllend die gewohnten Ställe füllend" (ob Schiller eis in Borth west is un dorup desen Vers schrewen hett?). Ick will nich seggen, dat nu jeder Minsch sin eigen Kauh in 'n Stall hett, ämer wer 't jichtens kann un 'n eigen Hus hett, de höllt sich ein, un de gröttern Ackerbörgers un de Kooplüd, de taum Deil uck noch Ackerwirtschaft bedriewen, hewwen bett teigen un gor bett twintig Stück.

Wat hett dit nu ämer all's mit den irsten Mai tau dauhn? Je, ann 'n irsten Mai kamen de Käuh nah de Winterrauh in 'n Stall taum irstenmal rut up de Weid', un dat is gor nich schön von de Lüd, de de Kleuners trechtmaken, dat de 1. Mai nich all Johr up 'n Sünndag föllt, denn 'n richtigen Borthschen Jung, de möt an 'n 1. Mai morgens mit de Käuh rut, un wenn 't Stakelforken regent. Dat kann hei ämer blot, wenn dat 'n Sünndag is, denn in de Wok möt hei nah de Schaul, un de Schaulmeisters hewwen noch nich naug Verständnis upbröcht för de Psyche von 'n Borthschen Jung, as dat sei an desen groten Dag de Schaul tau de Maifier utfallen laten. Na, nu is jo Utsicht, dat 't beter ward, wenn denn ämer blot de Kauhhierd nich seggt: „Nee, hüt driew ick nich ut, ick will uck fiern." Ja, denn is dat wedder Essig, ämer wi willn dat Best hapen, dat de Mann sich in den Seelentaustand von de Jungs rinversetten kann.

Wecker süß morgens nich tiedig ut de Posen finn 'n kann, an desen groten Dag is hei all vör Dau un Dag' morgens Klock vier up. Ob einer Kaffee kriggt oder nich, ganz egal. 'n Stück Brot in de Tasch un denn mit de Käuh ut 'n Dur up de Weid. Nich tau vergeten: 'ne Pietsch hürt dor uck mit tau, un dei warden all wekenlang vörher in Stand sett't un unner 'nanner in Ogenschin nahmen, weckern sin de best is. Dat möt all's sinen richtigen Schick hewwen, de Steel, de Pietsch un de Klapp, un up de Straten is dat ein Geknall un Geballer as nicks Gauds, un einer möt sin Ogen häuden, dat hei dor nich eis rinkriggt. Teert möt de Pietsch uck sin, süß hett sei kein Anseihn, un wecker sich kein farrig köpen kann — dat gellt nich för richtig, de sülwstmakten stahn in grötter Anseihn — oder mang de Reiperjungs nich 'n Bekannten hett, de sei em teert, de makt sich mit mihr oder weniger Geschick sülwen ein farrig un kratzt sich dortau de Smeer von de Wagenassen und labsalwt sei dormit. Up 'n

Weißer Flieder

Naß war der Tag, — die schwarzen Schnecken krochen,
Doch als die Nacht schlich durch die Gärten her,
Da war der weiße Flieder aufgebrochen,
Und über alle Mauern hing er schwer.

Und über alle Mauern tropften leise,
Von bleichen Trauben Perlen groß und klar,
Und war ein Duften rings, durch das die Weise
Der Nachtigall wie Gold geflochten war.

Börries von Münchhausen

poor Smeerplacken in 't Tüg dörwt dat nicht ankamen. Tau not, un wenn alle Sträng 'n riten, mät 'n Enn'n Bindfaden, an 'n Stock bunn'n, uck 'ne Pietsch afgewen.

Un nu geiht 't rut ut 'n Dur. Wat is dat Veih wählig un besonners de Kalwer, de äwerhaupt taum irstenmal in de friege Gottswelt rutkamen! Un wenn nu de Bullen in Sicht sünd, denn ward de Geschicht irst richtig, un dor warden regelrecht Wedden afslaten, wecker von de Bullen hüt bi 't Stöten woll de Baas ward. Dat de, de verlieren deiht, sin Wedd jemals betahlt hadd, dat, glöw ick, is noch nich vörkamen. Schadt äwer uck nich. Um Geld geiht dat jo nich. Buten up de Weid hett de Kauhhierd mit sin Veih uck nich mihr tau möten, as uptaupassen up de Jungs, dat sei nich unner't Beingemeng kamen oder einen Bullen in 'n Weg lopen.

Hadden wi denn naug, denn so gingen weck tau Middag nah Hus von wegen den' Hunger, anner äwer trechten bi den' anbraken Dag noch irst nah 'n Voßbarg oder nah 'n Vagelsang, wo noch 'n beten Krieg oder Indianer spelt würd. Gew 't tau Hus abends uck woll 'n natt Johr, wat schadt dat!, 't wir jo de 1. Mai. So hett de oll Ben Akiba wedder Recht: All's is all dor west, un all ihrer anner Lüd doran dachten, den' irsten Maidag tau fieren oder gor em taum gesetzlichen Festdag tau maken, hewen wi Jungs em all fiert, un ick möt seggen, wi hewwen uns mang dat Rindveih ümmer recht woll fäuhlt.

Jeden Abend tau de Tid, dat de Käuh rinkamen, trecken de Jungs mit ehr Pietschen nah 'n Dammdur, un wecker man jichtens Bekannte hett, för dei hei de Kauh nah Hus halen dörwt, oder wecker gor 'ne eigen hett, dat is 'n ansehn Minsch. De ollen Käuh weiten äwer ganz allein Bescheid, wo sei tau Hus hürn un wo ehr Stall is, un dat sünd man ganz wenig, die rümbiestern un nich an Hus finn'n känen. Man süll gor nich glöwen, wo unner de velen hunnert von Käuh jeder dei rutkennt, de hei halen will, ja hei kennt gor noch so un so vel anner. „Dat is den' sin, dat is den' sin", so geiht de Red, un kümmt dat eis tau Meinungsverschiedenheiten, denn sünd de Pietschen prat un de Füst jo an 'n Liw' anwussen.

Uck de schöne 1. Mai nimmt 'n Enn'n un min Snack hier uck. Ob dat hüt noch so is in Borth, as in min Jungstid? Ick weit 't nich; 't ward äwer doch woll sin, denn de Veihtucht ward dor jo noch ümmer in 'n Gang 'n sind, un de richtigen Jungs warden jo noch nich utstorwen sin.

ILSE-DIETLIND JUNG:

Die Mutter

Vor vielen Jahren wanderte ich, von Eisenach kommend, über den braungrünen Nadelteppich des Thüringer Waldes. Des Inselbergs bewaldete Kuppe reckte sich der Goldsonne entgegen und hob sich ruhig aus der sommerlichen Bläue des Himmels. Im Tale versteckt inmitten früchtetragender Bäume leuchteten die roten Schieferdächer eines kleinen Dorfes. Hier hielt ich Rast am späten Nachmittag, als die letzten Strahlen des Sonnenballs sich ihren Weg durch das herb-grüne Gezweig bahnten. Dem Abhang zu, abseits der Dorfstraße, lag ein rosenumgebenes Häuschen — eine Linde wuchs zur Linken des Holzgatters — und in ihrem Düsterschatten saß ein Greis. Ein Greis mit silberweißem, leicht gekräuseltem Haar, mit blauen, müden Augen, mit edlem, aber furchenreichem Antlitz. Der Blick dieser Augen schwebte weit über die Berge, so schien es mir, suchend, forschend — und ruht dann auf der Tafel einer Staffelei, auf einer Leinwand, darauf

allmählich das Bild einer jungen Frau wurde. Wie es nun war, weiß ich nicht mehr. Ich bin wohl stehen geblieben und habe in das wunderliche Gesicht vor mir geschaut, auf die Hände, die Pinsel und Palette hielten, und auf die Leinwand. Bis der Greis aus seinen Träumen erwachte, plötzlich, und mich einlud, auf der Bank unter der Linde Platz zu nehmen. Ich setzte mich.

Nur einen Augenblick fühlte ich seine Augen unter den halbgeschlossenen Lidern auf mich gerichtet. Dann fragte er, wie wenn seine Gedanken aus unendlichen Ewigkeiten zurückkehrten in die lindenbeschattete Wirklichkeit: „Haben Sie noch eine Mutter?“ Und als ich bejahend nickte, fuhr er fort: „Meine Mutter ist tot, ach, wie lange schon tot. Zwölf Jahre war ich alt, da starb sie — ich habe sie kaum gekannt.“

Dann schwieg er. Der schmale Pinsel rührte vorsichtig im Blau der Palette und die zitternde Rechte führte ihn an das erhabene Frauenbild. Nur einmal tupfte er an dessen Augen ...

„Wenn der Sommer gekommen ist und die tiefroten Rosen mir vom Leben singen, vom urewigen Werden der Schönheit, dann weilen meine Gedanken bei der Mutter. So ist es seit Jahren. Und dann sitze ich hier, und meine Träume spielen hinüber in die Berge am Rhein, wo mir die Mutter das Leben schenkte — vor siebzig Jahren — eine lange Zeit.“

Des Malers Augen schimmerten feucht. Mir tat sich eine neue Welt auf, die unbegrenzte Welt einer tief-schönen Liebe. Nimmer hätte ich diese Stille mit einem Wort nur stören können, da der Greis sein Herz nach dem sonnenbunten Westen kehrte.

„Ja, die Mutter“, kam es zögernd von seinen Lippen — „die Mutter! Sehen Sie, junger Freund, dieses ist das zweite Mutterbild, das ich in diesem Sommer male — und nur die alte Linde hier weiß, wieviele bereits in früheren Jahren entstanden sind. Es wird Menschen geben, die mich als Toren, als kindgewordenen Greis belächeln. Das soll mich nicht kränken. — — Damals, als ich lebenshungrig und tatendurstig mit überschwenglicher Seele durch die Länder wanderte, da hatte ich meine Mutter vergessen. So ist die Jugend: sie hängt sich an das Machtvoll-Äußerliche, das immer schnell in die Vergänglichkeit eingeht, und klammert sich nicht an Bleibendes, an köstliche Güter von immer gleichem Wert. — — Später, im Alter, des Wanderns müde, als ich in diese Berge zog und der Blick sich nach innen wandte, da strahlte mir plötzlich zauberhaft klar das Bild der Mutter — meiner Mutter.“

Niemals noch verspürte ich den welteneinenden Akkord dieses letzten Wortes so erschüttert wie jetzt, als der Maler sich ganz in den Anblick seines Bildes versenkt hatte. „Glücklicher Mensch, du“, wollte ich sagen —, „der du die Zeit fandest, zum Schoße deiner Mutter zurückzufinden ...“

Ich konnte aber nicht sprechen. Indes malte der Greis weiter, entzückt und verklärt; bisweilen murmelte er irgend etwas, wie wenn er sich allein dünkte. Dann zeigte er hinauf zum Inselberg.

„So, wie sich die Umrisse des Kammes schwach im Abenddunkel abheben, verschwommen, ungewiß — so war mir das Bild meiner Mutter; es war mir fast entfallen. Ganz gemach formte es sich wieder. Und heute steht es in heiliger Reinheit vor mir — meine Mutter — hier! Nur so kann sie ausgesehen haben — das müssen ihre Augen gewesen sein, so hell, so frei und so klar — und das der Mund, der mich Knaben geküßt, mit seinem starken Zug von nie versiegender Liebe — und das die Stirn, die hohe Stirn — und das ihr Blondhaar, darein ich meine kleinen Hände gelegt habe — —“

„Mutter“, sagte er nach einer Weile ganz leise. Dann eilten wohl seine Gedanken fort nach dem schmalen Erdhügel in den Bergen am Rhein — trank wohl seine heiße Seele den Bronnen lebensstarker Erinnerungen.

Ich aber nahm den Anblick einer früh verstorbenen Mutter mit mir, der Mutter eines alten Mannes, dessen Herz in Sehnsucht erzitterte. Unten im Dorfe hatte ich Muße, über das kurze Erlebnis nachzusinnen. Tagelang nachher mußte ich an meine Mutter denken, ich mußte ihr schreiben, wie ich zuvor nie geschrieben habe — —.

Seitdem ist mir das Mutter-Wort ein leuchtender Juwel geworden, unfaßbar groß. Mutter ist Geberin und Pflegerin allen Lebens. Und Mutterleben währet keine sechzig oder achtzig Jahre, nein, Mutterleben überdauert die uferlose, blutige Ewigkeit.

ARNOLD KRIEGER:

Mann ohne Volk

Der junge Stettiner Dichter Arnold Krieger beschert uns ein Werk von erschütternder Tragik. Der Verzweiflungskampf des kleinen, tapferen Burenvolkes gegen das britische Weltreich ist das Thema, das dem Leser in fesselnder Darstellung und mit stilistischem Können vor Augen geführt wird. Im Mittelpunkt der Erzählung steht Hendrik Botha, Typ des europäisierten Buren, der in England studiert hat, der die patriarchalischen Gewohnheiten seines Volkes verachtet, der aus Vernunftgründen den Krieg gegen England ablehnt und wie ein Verzweifelnder gegen den Strom seiner Volksgenossen schwimmt, die in tiefer religiöser Frömmigkeit in den „heiligen Krieg“ ziehen. Es ist eine eminent politische Dichtung, die uns Arnold Krieger geschenkt hat. Gerade in der meisterhaften Verknüpfung eines tragischen Einzelschicksals mit dem grandiosen Existenzkampf eines ganzen Volkes liegt ihr Wert für uns heute. Der folgende Ausschnitt ist diesem Burenbuch, das noch im Mai im Rowohlt-Verlag, Berlin, erscheinen wird, entnommen.

*

Die Verhandlungskrise hat ihren Höhepunkt erreicht. Die Buren beginnen auf die Amnestie zu verzichten, bestehen aber auf einem andern Zugeständnis. England soll die Annexion offiziell aufheben. Man will die Unabhängigkeit theatralisch aus freien Stücken aufgeben.

Am Morgen dieses unglücksschwangeren Tages sitzt Hendrik nichts Gutes und nichts Böses ahnend wie immer um diese Zeit an seinem sauber gedeckten Frühstückstisch. Die zierliche Teekanne schmeichelt seinen Händen. Die Toastschnitten duften. Hendrik genießt

alles mit Kennerzunge. Den Stachelbeerjam schleckt er wie ein Kind. Zwar ist er in Sorge, Sannahs wegen, die immer noch nicht geantwortet hat, aber sein Magen läßt sich dadurch nicht verstimmen.

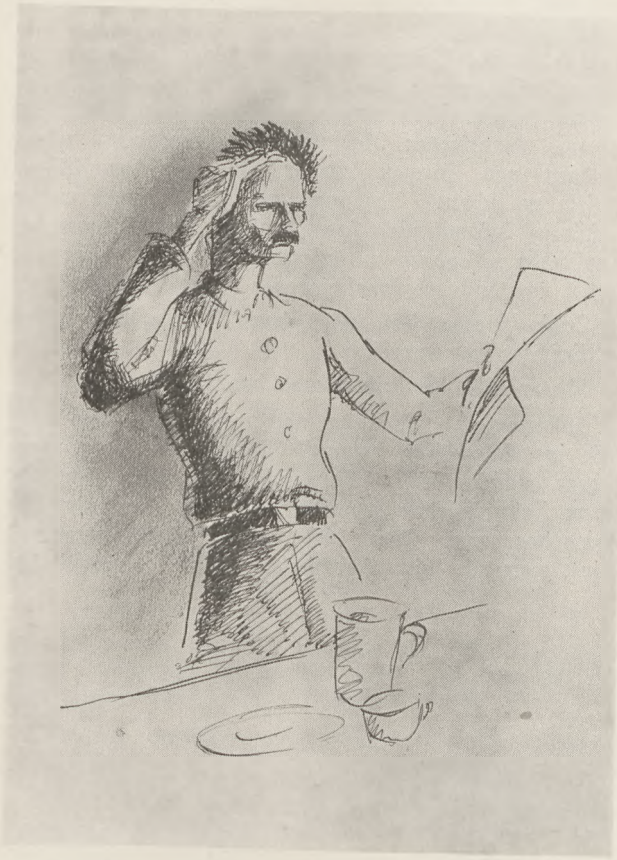
Hendrik hat in diesen Wochen der Agonie des Burenreiches einen geradezu unpatriotischen Appetit.

Er hat den letzten Bissen im Munde, da wird ihm ein Brief überbracht.

Er sieht eine fremde Schrift, dazu den Stempel der Lagerverwaltung von Irenenburg!

Er hört zu kauen auf.

Sein Herz treibt das Blut hoch, so heftig wie ein hydraulischer Widder durchs Röhrenwerk Wasser stößt.



Wieder stiert er den Brief an . . . *Zeichn.: Vess*

Er öffnet den Brief wie mit fremden Fingern.

Eine Zehntelsekunde dauert sein Blick.

Seine Rückenhaut entstülpt Hunderte von winzigen Buckeln.

Er weicht zurück, zwei, drei Schritte. Der Brief in seinen Händen folgt ihm.

Er sieht sich hilfeflehend im Zelt um. Dann blickt er wieder das Schreiben an. Eine Eisenklaue schlägt ihm auf die Brust, fetzt das Herz heraus.

„Wir sehen uns zu unserem lebhaften Bedauern gezwungen, Ihnen mitzuteilen — — —"

Er sinkt ächzend auf das Bett. Im Zentrum seines Denkens wie im Kern des Ankers einer Dynamomaschine wirbelt bösartiger Strom.

„Zu unserem lebhaften Bedauern .... am 25. d. M. — — —"

Er wälzt sich, die Hände in die Kopfhaut gekrallt, auf seinem Bett, die Seele blutig gedunsen von maßlosem Schmerz. Sannah!

So liegt er eine ewige Viertelstunde.

Da hört er Schritte, schnellt auf, versteckt das Schreiben.

Feldkornett van Heijden tritt hastig ein.

„Aber so kommen Sie doch, Botha! Die Sitzung beginnt sofort."

Hendrik stiert ihn verständnislos an.

„Was haben Sie denn nur? Kommen Sie!"

„Gehen Sie!"

„Was soll das heißen?"

„Lassen Sie meinen Arm los!"

„Aber Botha!"

„Gehen Sie sofort!" brüllt Hendrik.

Er folgt dem Mann bis vors Zelt, schreit ihm nach:

„Ich will nichts mehr mit euch zu tun haben, gar nichts! Ich bin fertig mit euch, mit allem fertig!"

Leutnant Scottendiew hat es gehört. Er grüßt Hendrik freundlich, faßt seine grimmige Wut als eine antiburische Kundgebung auf.

Hendrik geht ins Zelt zurück, fällt aufs Bett, liegt von neuem todesmatt, vom Schmerz völlig niedergemacht.

„Wir fügen die erbetenen Verzeichnisse bei . . ."

Er braucht nicht erst in den Verlustlisten nachzulesen.

Aber in einer Aufwallung von Tatkraft nimmt er dennoch die seidenpapierdünnen Blätter. Es ist ein schauriger Prospekt, den er mit den Augen durchwühlt. Hunderte von enggedrängten Namen, Tausende, immer noch Nachträge. Noch hat Hendrik keines von seinen Kindern gefunden. Gierig jagt er weiter, in der irrsinnigen Hoffnung, bis ans Ende zu gelangen, ohne daß der Blitz der Identität ihn trifft. Fast rührt sich in diesen entsetzlichen Sekunden ein neuer Lebensmut in ihm. Er betet wortlose Gebete, während er immer hastiger liest. Es ist ein Wettlauf mit dem Verhängnis, eine Lotterie auf Leben und Tod.

Da findet er Pia.

Und wieder schlägt ihm die Eisenklaue auf die Brust.

Und er findet:

„.... Botha, Sohn der Frau Sannah Botha, 1¼ Jahr."

Da holt die Eisenklaue den Rest seines Herzens aus ihm.

Weiterlesen kann er nicht.

Seine Finger spreizen sich, lassen die Blätter fallen.

Er spürt: Das ist die Auflösung, dahinter gibt es für ihn nichts mehr. Aller Lebenshalt um ihn ist verschwunden.

Er ist stark genug, an Pia und an das Kleine zu denken. Ja, er sucht sich seine Kinder darzustellen, und sie wieder zu beleben. Es quält unsagbar, und doch verbeißt er sich die Qual eines solchen Verlustes.

Er ruht bei diesem Schmerz von einem noch größeren aus.

Dann aber schwinden die Kinder nacheinander in den Mutterleib zurück, und es ist ein einziges unmenschliches, riesig rasendes Sannahlied!

„Sannah!" ruft er, den Kopf ins Bett gewühlt.

„Sannah! Sannah!"

Er schreit es in die Decken, bis ihm das Brustbein schmerzt.

Seine Narben am linken Arm brennen plötzlich wieder wie frische Geißelstriemen.

Jene Nacht, da er, mit Japie ans Lager von Irenenburg herangeschlichen, Sannah ganz nah war, wird grausam süße Gegenwart; der Chor der sehnsüchtigen Frauen erregt ihn ins Tiefste seiner Männlichkeit.

Damals war es noch nicht zu spät.

Heute ist es zu spät.

Zu spät.

Wie ihn das Wort anspießt!

Wenn man den Krieg damals beendet hätte, wie unausdenkbar erlösend wäre das gewesen!

Wut durchschauert ihn, Wut über diesen bluttriefenden Unsinn, Wut auch über die Friedensmache, zu der man sich jetzt zusammengefunden hat.

Das Chaos ist seiner selbst müde. Aber es soll weitertoben. Hendrik Botha will es so. Botha, der alles verloren hat.

Er springt auf, hastet aus dem Zelt, durch die leeren Gassen. Nur einem Menschen begegnet er, Leutnant Scottendiew, der ihn kameradschaftlich grüßt.

Hendriks Schritt stockt einen Augenblick, er eilt aber sogleich weiter.

Vor dem großen Versammlungszelt versucht er umsonst, etwas ruhiger zu werden. Beim Eintreten bekommt er nur wenige erstaunte Blicke, denn alles steht unter dem Bann der Ausführungen des Kommandanten Niekerk.

Es ist ein wortkarger, unverschmitzter Mensch, dem es Mühe macht, richtige Sätze zu fügen. Aber er hat den richtigen Ton, und darum ist seine Rede wirksamer als die der Beredten.

„Die Kolonisten haben uns viel geholfen. Kitchener nennt sie ja Rebellen, aber Rebellen sind das nun nicht, nein, denn sie litten freiwillig für ihre Brüder. Das sind wir. Dürfen wir jetzt sie im Stich lassen und sie Kitchener ausliefern? Ist das nicht eine Schuftigkeit? Wollen wir denn nur unser eigen Heil betreiben? Jeder Mensch von Ehrgefühl muß sagen: Die englischen Bedingungen sind unannehmbar!“

„Bravo!“ ruft Hendrik Botha. Aber seine Stimme ist vor Erregung wie erstickt, und nur wenige achten seines Beifalls.

Sein Vetter Louis holt zu seiner letzten, großen Ansprache aus.

Lange vernimmt Hendrik nichts, von seinem Unglück taub gemacht. Nur den Schlußteil hört er.

„Ausharren! Ja, aber bis wann? Zehn oder zwölf Jahre noch? Welche Aussichten haben wir, so lange durchzuhalten? Wenn unsere Anzahl innerhalb zweier Jahre sich von sechzigtausend auf ein Drittel verringert hat, auf welche Ziffer würden wir denn nach zehn oder zwölf Jahren herabgesunken sein? Laßt uns, solange man uns noch entgegenkommt, ein Ende machen! Wir haben Verstand, gebrauchen wir ihn!

Ich persönlich kann ausharren, aber ich darf nicht nur an mich denken. Wir müssen für das Interesse des Volkes sorgen. Das einzige, was uns übrig bleibt, ist, die uns vorgelegten Bedingungen anzunehmen, unsern Kindern und Frauen wieder ein menschenwürdiges Dasein zu sichern. Aufbauen müssen wir, nicht weiter zerstören! Ich will nicht sagen, daß die Bedingungen der Engländer besonders zu unserm Vorteil sind, aber sie retten uns doch aus verschiedenen Schwierigkeiten.“

Louis Botha hat gesprochen. Der zahme Schluß enttäuscht nur rednerisch.

Da ergreift Hendrik Botha das Wort.

„Kameraden! Es kann nicht wahr sein! Ihr wollt euch ins Schandjoch beugen? Alle Opfer sollen vergebens gewesen sein? Warum habt ihr denn nicht vor einem Jahr Frieden gemacht? Warum überhaupt den Krieg begonnen? Wozu diese Ozeane von Jammer und Blut, wenn ihr nicht durchhalten wollt? England hat

Frühjahrsstürme peitschen die See . . .

kein Recht, den Krieg mit den Leibern unserer Frauen und Kinder zu führen, und auch bald keine Macht mehr. Glaubt mir, wir haben den längeren Atem, wir wollen weiterkämpfen. ihr merkt doch an der Nervosität der britischen Unterhändler, wie eilig sie es mit dem Friedensschluß haben. Sie müssen den Krieg bis zur Königskrönung beendet haben, so oder so. darum bleibt fest, lehnt diese Zumutungen ab! Wir dürfen nie und nie unsere Kapkameraden preisgeben. Sie vertrauen uns. Das Burentum würde durch eine solche Gemeinheit den Todesstoß bekommen. Ihr laßt euch kirren durch die Gastfreundlichkeit der Engländer. Ihr vergeßt, was sie euch angetan haben. Wißt ihr noch. wie sie den kleinen Isaak erschossen haben? Wo ist eure Empörung über den Fall Scheepers geblieben? Wo wurde jemals sonst ein schwerkranker gefangener Offizier hingerichtet? Zum Strange haben sie ihn verurteilt, zum Erschießen begnadigt. Das war derselbe Scheepers. der dreizehnhundert englische Gefangene. darunter viele Offiziere in der Gewalt hatte und sie so rücksichtsvoll behandelte, daß sie aus eigenem Antrieb Zeugnis für ihn ablegten, um die Scheußlichkeit zu verhinden. Ihr wollt Untertanen eines Reiches werden. das seine niedrigsten Kreaturen als Sendboten der Zivilisation in die Welt hinausschickte? Die ersten Grüße der Kultur an den Sudan waren Gasbomben und Dumdumgeschosse. in Amerika gab General Jeffrey Armherst den Befehl. an die Eingeborenen Decken zu verteilen. die mit Pockengift getränkt waren. in Rhodesia ließ ein friedlicher Handelsmann. Vertreter der Chartered Company. Hunderte von Negern mit Dunamit in die Luft sprengen zur Strafe dafür. daß sie Angst hatten. aus ihrer Felsenhöhle herauszukommen. Einer solchen Nation wollt ihr in Zukunft angehören? Der Teil der Büroer für den ich hier spreche hat mir ausdrücklich eingeschärft. daß an dem Grundsatz der Unabhängigkeit nicht zu rütteln sei. Und wenn ihr hier beschließt. die Waffen niederzulegen. so glaub' ich. werden meine Leute trotzdem bis zum letzten Blutstropfen weiterkämpfen."

Wenige klatschten, die übergroße Mehrzahl schweigt oder zischt.

„Das wäre Hochverrat!" schreit eine Posaunenstimme.

Hendrik blickt mit grenzenloser Verachtung zu dieser Stimme hin. Er wendet sich und geht schnell aus dem Zelt.

„Verräter!" schallt es ihm nach.

Ist es Zufall? Wieder ist Leutnant Scottendiew zur Seite. Er grüßt kameradschaftlich schmunzelnd, als wolle er damit sagen: „Ja, mit den Idioten kann man nicht zusammenarbeiten. Kommen Sie doch zu uns. Sie sind ja ohnehin ein halber Engländer."

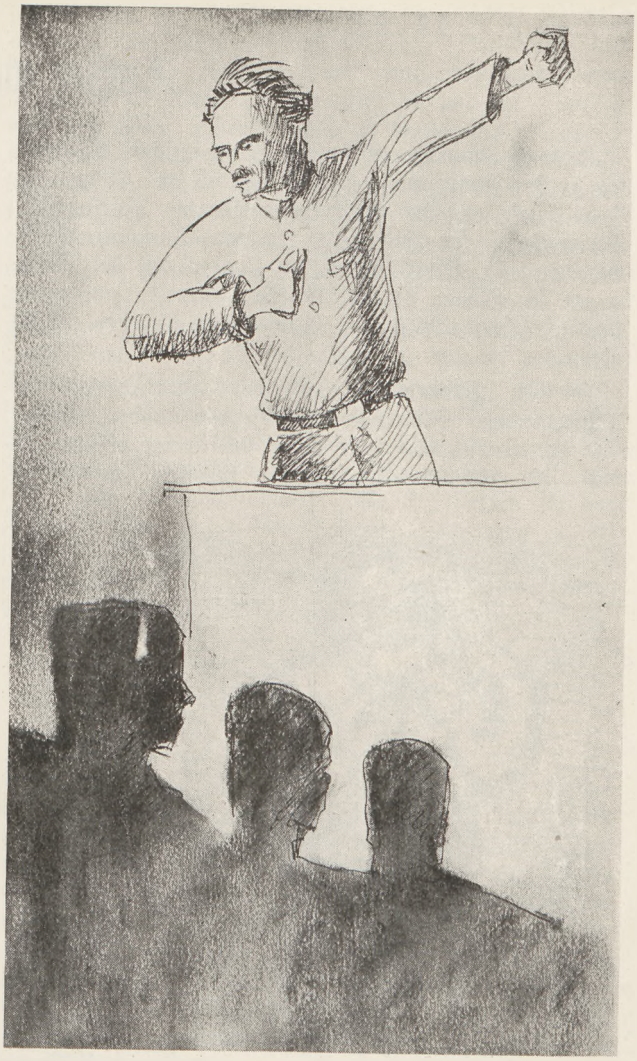
Wieder stockt Hendriks Schritt. Soll er dem Mann nicht sagen: „Sie irren vollständig. Die Männer dort sind mir nicht burisch genug. Darum gehe ich fort."

Aber er geht wortlos an dem Leutnant vorbei, seinem Zelt zu.

Wie etwas Nieerlebtes fällt ihn hier sein Unglück an. denn er hat über dem Ausdruck seiner Verzweiflung seinen Grund vergessen. Er weiß. daß er diesen mörderischen Bannbrief noch unzählige Male bekommen wird.

Was ist denn geschehen? durchblitzt es ihn, als fange er jetzt erst an zu begreifen.

Irr sieht er sich in dem komfortablen Deputierten-



Da ergreift Henrik Botha das Wort . . . *Zeichn.: Vess*

zelt um, starrt den Korbsessel, die Zigaretten, das Schreibzeug an, betastet fragend seinen neuen Anzug.

Was bedeutet das alles?

Wo bin ich, denkt er, wo nur? Warum bin ich hier? Wo ist Sannah? Ich will zu ihr.

Mit zitternden Händen befühlt er seine Taschen, sucht nach dem Brief, findet ihn nicht, ist seelisch verstört. Alles nur grausiger Traum.

Da findet er ihn dennoch, liest mit einfallendem Gesicht:

„. . . am 25. d. M. . . ."

Es ist kein Zweifel mehr möglich.

Kein Zweifel.

Zu spät!

Die ganze Wucht seiner unerlösten Liebe schweißt er in Haß um. Nur so kann er ertragen, was ihm geschehen.

Und sein Haß sucht sich ein Opfer.

Nur eins ist für ihn groß genug. Der Mann, der die Frauenzuflucht geschaffen, der mit kaltem Hirn ein Volk hinschlachtete, der Feind!

Und mit dem Scharfsinn des Wahnwitzigen sucht Hendriks Geist nach einer Möglichkeit, das Unmögliche zu vollbringen. Er kombiniert blitzschnell. Leutnant Scottendiew wird als Assistent in den Plan hineingezogen. Es muß gelingen!

OTTO R. GERVAIS:

Lachen auf Rügen

Käppen Kummer, ein alter griesbärtiger Seemann von großer Fahrt, hatte sich in Putbus auf Rügen zur Ruhe gesetzt und als Wirt den berühmten „Fürstenhof“ übernommen. Es sind Hunderte von Anekdoten über ihn, den selig Entschlafenen, im Umlauf auf der Insel, da er für Rügen die gleiche Rolle spielte, wie etwa Papa Haase für Hamburg. Einige der kürzesten mögen folgen:

In den „Fürstenhof“, eins der besten Hotels auf Rügen, kamen Gäste aus aller Herren Länder. Während der Saison war das Haus fast immer besetzt und auch die Restaurationsräume konnten namentlich

Sonnabends und Sonntags die Gäste nicht fassen. So auch an einem schwülen Augusttag. Käppen Kummer war mal eben „unter Deck“ gegangen. Inzwischen kam ein Gast und setzte sich auf den allbekannten Lehnstuhl des Wirts. Als Käppen kommt und seinen weichen Platz besetzt sieht, sagt er zu dem Fremden: „Ne, mien Sähn, hier darfst du nich sitten. De Platz hört mi!“ Damit hieß er den Gast aufstehen und ließ sich an seinem Stammtisch nieder, trotzdem kein Stuhl im ganzen Hause mehr aufzutreiben war.

Oft halten in den Bädern die großen Kreuzer unserer Marine Einkehr. Die Offiziere und Mannschaften begeben sich dann auf die Insel und mischen sich für heitere Stunden unter die Bevölkerung Rügens. So stand Käppen Kummer auch eines Tages vor der Tür seines „Fürstenhof“ und sah zwei Herren auf sein Haus zukommen. „No“, meinte er, „Se sünd doch sicher ok von den christlich Seefohrt?“ Und als es ihm bestätigt wird, lädt er die Herren ein und das Seemannsgarnspinnen bei dem dazugehörigen Grog dauert bis in die späte Nacht. Käppen duzt längst seine Gäste und als diese sich verabschieden, reicht ihm der eine seine Karte und lädt ihn zur Besichtigung ihrer „Nußschale“ ein, von der Käppen Kummer gespöttelt hat. Es stellt sich heraus, daß es der Admiral von R. ist. „Tja“, sagte Käppen am nächsten Morgen, „dat häw ick mi glich dacht, denn he kunnt noch besser renommürn as ick.“

Er fuhr aber zur Besichtigung des Kreuzers nach Binz. Und da Hochsaison war und sich die Besichtiger drängten, so wollte Käppen Kummer sich auf die Offizierspinasse begeben, die leer dastand, aber der Wachthabende wies ihn freundlich zu der Passagierpinasse. Käppen lächelte fein, klopfte dem Matrosen auf die Schulter und sagte leichthin: „Min Jung, du wetst woll nich, wer ick bün?“ Damit holte er die Visitenkarte hervor, die ihm der Admiral gegeben hatte. Ein Achtungsbefehl, Käppen stieg ein und sauste vor der erstaunten Menge zu dem in See liegenden Kreuzer. Erst als die Matrosen das Signal zum Salutschießen geben wollten, klärte Käppen auf. Die Offiziere lachten sich krank an Bord. Käppen verirrte sich im Laufe der Nacht auf dem gewaltigen Schiff, aber die Pinasse setzte ihn auf dem schönen, weichen Strand in Binz ab, wo ihn am andern Morgen die Badegäste fanden, während der Kreuzer längst unterwegs war.

Laternen auf Rügen

Während der Schwedenzeit, zur Zeit als der Prinz von Hessenstein Generalgouverneur der Insel war, setzte sich dieser in den Kopf, auch eine sogenannte „Straßenbeleuchtung“ einzurichten. Und so wurde den Bauern und Fischern befohlen, nie nach Eintritt der Dunkelheit ohne Laterne auf die Straßen zu gehen. Die Rügener faßten diese Anordnung als einen Witz auf und setzten ihr allen erdenklichen und erfinderischen Widerstand entgegen. Nach dem ersten Befehl erschienen zwar die Leute in Bergen, Garz, Putbus usw. mit Laternen, aber sie brannten nicht. Erfolg: ein zweiter Befehl: die Laternen sind mit Lichten zu versehen! Die braven Rügener versahen nun auch die Laternen mit Kerzen, zündeten sie aber nicht an. Neuer Befehl: die Kerzen sind anzuzünden! Nun wurden die Kerzen auch angezündet, aber so winzig, daß sie eben glommen wie Johanniswürmchen oder man trug sie unter dem Mantel. Dieser „Laternenzauber“ öffnete dem Gouverneur die Augen, daß es nicht so leicht sei, Verordnungen zu erlassen, wo pommersche Dickschädel sich dagegen stemmten.

Die unverstandene Predigt

Ein berühmter Prediger kam einst in die Kirche des Mönchguts auf Rügen, um mit seiner bekannten Suggestionskraft vom Worte Christi die Bauern und Fischer, die am längsten Heiden gewesen waren, durch seine zündende Überredsamkeit einmal aus dem dörflichen und gemütlichen Trott des Gottesdienstes, wie er in der religiös wenig aktiven Zeit der Befreiungskriege eingerissen war, aufzurütteln. Der stattliche Herr predigte lange und predigte schön, und er durfte auch konstatieren, wie die Bauern Mund und Ohren aufsperrten, um diesem gewaltigen Redner vor dem Herrn zu lauschen. Es wunderte ihn allerdings, daß sie bei den Zeremonien, die er deutlich ansagte, sitzen blieben und auch die von ihm vorgeschlagenen und mit schöner Stimme vorgesungenen Lieder nicht mitsangen. Nach der Kirche ging der Dorfpfarrer auf den Herrn aus der Stadt zu und meinte: „Herr Superintendent haben wundervoll

gepredigt, nur schade, daß meine Bauern es nicht verstanden haben, denn sie können nur rügensches Platt!" Ja, man soll dem Volk aufs Maul sehen, wie es Luther tat, sonst nützt die wundervollste Rede nichts, seitdem der Turmbau zu Babel die Stimmen der Menschen verwirrte.

Weinbrand-Verwirrung

In die ländlichen Bezirke und an die deutschen Küsten senden die großen Aufkäuferfirmen ihre Angestellten, damit sie mit den Bauern verhandeln und Abschlüsse tätigen, die die Ernte oder den Fang einer ganzen Saison sicherstellen. Meistens ist dieser Tag für die Bewohner der Insel, die in den Fischerorten wohnen, ein kleiner Festtag gewesen. Heute nicht mehr, früher war es jedenfalls so. Da kam nun eines Tages auch ein Herr in die Orte des Mönchguts und traf abends im Walfisch, einem kleinen Restaurant, ein. Die Bauern begrüßten ihn und die Fischer ließen ihn hochleben. Der Mann glaubte, diese Herzlichkeit sei hier auf der Insel üblich und ließ sich beim Abendessen nicht stören, scherzte, plauderte und trank den gemütlichen Männern zu. Diese fragten wohl ab und zu: „Dürfen wir noch einen haben?" Und er wußte nicht, was sie meinten und stieß mit ihnen an. Immer noch eine Runde schenkte der Wirt aus; die Stimmung stieg und der fremde Herr, der als Aufkäufer angesprochen wurde, als Vertreter der großen Firma, wurde gefeiert wie noch nie in seinem Leben und alles meinte, so ein Abgesandter sei noch nie aufs Mönchgut gekommen. Morgens war alles betrunken und der Fremde wollte „seine" Zeche bezahlen. „S e i n e" betonte er, denn er habe eine Runde für die Mönchguter ausgegeben und freue sich, so einen vergnügten Geburtstag als Reisender für Schuhwichse und sonstige Putzmittel mitgemacht zu haben. Als die Mönchguter nun einen klaren Kopf bekamen (was auch mal vorkommen soll), da hätten sie den Fremden, den sie für den Gastgeber angesehen hatten, fast gelyncht. Er aber hatte sich verzogen, nachdem er erfahren hatte, die Zechgenossen hätten fast die halbe Ernte und den halben Saisonfang versoffen.

Wasser oder Bier

Eine kleine Gemeinde auf Rügen wollte in der Bonzenzeit seligen Angedenkens Wasserleitung und Kanalisation legen lassen. Der Spaß sollte 1,2 Million Mark kosten, aber kein Pfennig war in den Gemeindekassen der 2000 Seelen zählenden Ortschaft. Na, wie das so früher ging; es wurde nach berühmten Mustern gepumpt und man halste sich jährlich 75 000 Mark Zinsendienst auf. Aber die Wasserleitung war da. Es ergab sich nun bei der Berechnung des Wassers der groteske Zustand, daß die Wohnungsinhaber etwa 15 bis 50 Mark, je nach Größe der Wohnung, m o n a t l i c h e s Wassergeld zu zahlen hatten, um die Leitung und Pumpe zu verzinsen. Da schrieb ein Spaßvogel an die über dem Sund gelegene große Stralsunder Bierbrauerei und fragte an, ob man sich für diesen enormen Wassergeldsatz nicht an ihre Bierleitung anschließen könnte, denn ein Liter Bier könnte nicht teurer sein als ein Liter Wasser im Orte und bei der Massenabnahme ... Die Antwort ließ nicht auf sich warten: „Gewiß sei die Brauerei zu dem Abschluß auch heute noch bereit, nur befürchte sie, daß die bekannte „lange Leitung" der Gemeinderatsmitglieder noch mehr Schaden nähme, wenn man besagte Leitung an die der Brauerei anschlösse ..."

SPARE

und das Leben bietet Dir mehr!

Fast alle unerfüllbar erscheinenden Wünsche lassen sich durch zähe Sparsamkeit verwirklichen, ob es sich nun um eine große Reise oder gar um ein Eigenheim handelt. Jede Mark, die Du zu uns trägst, bringt Dich dem Ziel näher, jeder Tag bedeutet einen neuen Zinsengewinn.

Randower Kreissparkasse in Stettin

Falkenwalder Str. 1. Zweigstelle: Marienplatz 4. Nebenstellen: Löcknitz, Odermünde, Züllchow

BRUNO SCHLIEP:

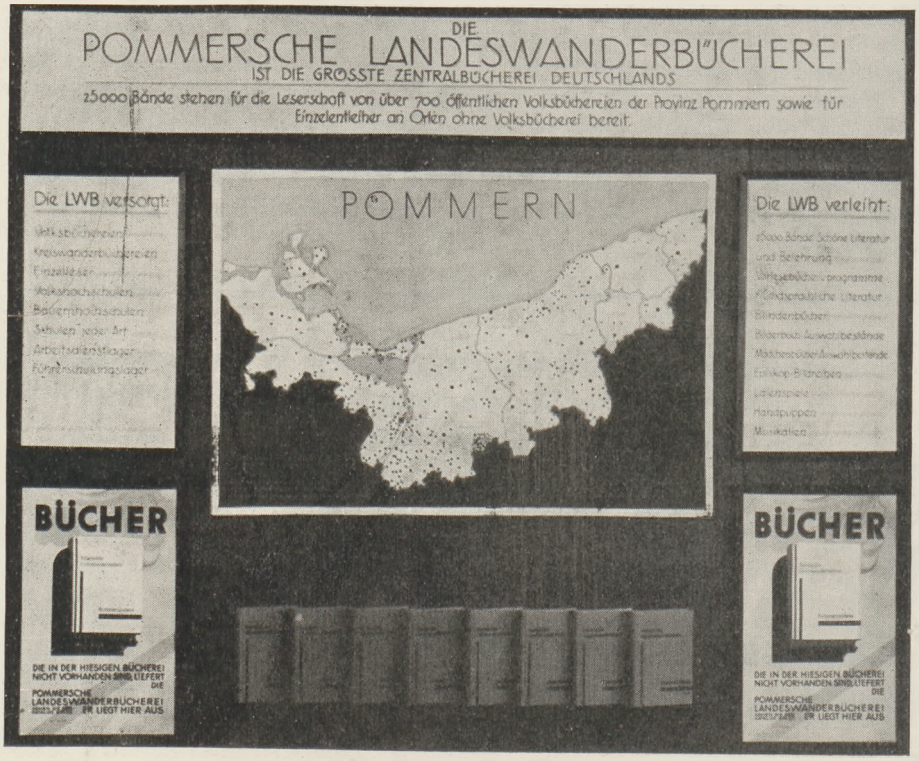
Das ländliche Volksbüchereiwesen in Pommern

Man muß in Hinterpommern gereist sein, um zu wissen, wie abgeriegelt die Menschen in manchen Teilen unserer Heimatprovinz während vieler Monate leben, wo einzig Rundfunk und vielleicht noch die tägliche Zeitung die Schranken durchbrechen, die Sturm, Schnee und Moraſt um die dörflichen Gemeinden herumlegen. So sehr nun auch diese beiden Dinge selbst den abseits Wohnenden in den Strom des täglichen Lebens hineinstellen, so wenig vermögen sie in ihrem schnellen Wechsel das Gebotene wirken zu lassen. Abgesehen von den großen politischen Ereignissen der Zeit ist der Nachhall nicht ihre Sache: die nächste Auflage, die Sendung des folgenden Tages, ja, der folgenden Stunde wischen das Vorangegangene fort.

Es gibt nun Menschen, die sich eindringlicher einer Erkenntnis oder eines Gefühls bemächtigen wollen, die nicht im Galopp, dafür aber vielleicht um so stärker leben und erleben, die aus einem gesunden Empfinden heraus die Dosen selbst abmessen wollen, die sie ihrer Erkenntnis und ihrem Gefühl zuführen. Diese Menschen schätzen einen Freund, den sie nicht entbehren mögen und wollen, der immer da ist, wenn sie ihn brauchen, der sich nie aufdrängt, sondern geruhig im Hintergrund die Stunde der größten Wirksamkeit abwartet: das Buch.

Man sagt, wir Deutsche seien besondere Freunde des Buches, und zweifellos besteht in Deutschland ein ausgeprägt achtungsvolles Verhältnis zum dichterischen und wissenschaftlichen gedruckten Wort. Leider drückt sich diese Achtung nicht immer in dem Wunsche nach Eigenbesitz von Büchern aus, woran die Unmöglichkeit, aus der großen Zahl der Veröffentlichungen das Wertvolle ohne zuverlässig-beratende Führung herauszufinden, ebenso schuld hat wie der magere Geldbeutel des einzelnen. Hier helfend einzugreifen, ist einer der Aufgabenkreise der öffentlichen Volksbücherei, und hier steckt zugleich eine nicht immer genügend erkannte Verpflichtung der Allgemeinheit dem einzelnen gegenüber, deren Erfüllung schließlich der Allgemeinheit in schönster Weise wieder zugute käme. Die größeren Städte haben zwar ein wohlausgebildetes Volksbüchereiwesen; die Büchereiarbeit auf dem Lande jedoch steckt noch in den Anfängen, und es bedarf reichlicher Mittel, um eine gesunde Entwicklung sicherzustellen. Weder das Kaiserreich noch die Republik haben Einsicht genug besessen, durch ausreichenden finanziellen Einsatz die ländlichen Volksbüchereien wirksam zu fördern. Eine Ausnahme machte in den letzten Jahren das Grenzbüchereiwesen, dessen kulturpolitischer Wert erkannt und das dementsprechend finanziell reichlicher gestützt wurde. Wenn es dennoch gelungen ist, in unserer Provinz Pommern mit den allergeringsten Mitteln ein Volksbüchereiwesen aufzubauen, so ist es, neben der einsichtigen Haltung der Provinz (Gründung der Pommerschen Landeswanderbücherei 1924) und einiger Kreisverwaltungen, allein jenen Menschen zu danken, die sich, zum allergrößten Teil ehrenamtlich, unter Hergabe ihrer Arbeitskraft und getragen von der Liebe zur Sache für den Aufbau eines provinziellen Büchereiwesens einsetzten.

Wer von jenen, die heute so selbstverständlich zu der Volksbücherei ihrer dörflichen Gemeinde gehen, weiß etwas davon, welche Vorarbeiten notwendig waren, um ihm heute die Möglichkeit zu geben, ohne Mühe mit den wertvollsten Gaben unseres Schrifttums in Verbindung zu treten? Wer weiß etwas davon, wieviel Menschen sich einsetzen mußten, bis die Bücherei fertig dastand, ausgebaut oder doch wenigstens soweit entwickelt, daß ein gesundes Weiterwachstum gewährleistet war? Einige wenige tausend Mark, die alljährlich vom Staat kamen und viele, viele tausend Schreiben, unermüdliche Werbung und Aufklärung und — nicht zum geringsten — der persönliche Einsatz der pommerschen Lehrerschaft, die überwiegend die Leitung der dörflichen Volksbüchereien in den Händen hat: all das zusammen bildete das „Energiekapital", das von 1915 (der Gründung der Staatlichen Beratungsstelle für das Volksbüchereiwesen der Provinz Pommern) bis heute es möglich gemacht hat, in einer Provinz von fast zwei Millionen Einwohnern und einer Größe von über 30 000 Quadratkilometern mehr als 700 arbeitsfähige Volksbüchereien auf die Beine



zu stellen. Mit den Grenzbüchereien in den vier Kreisen Bütow, Lauenburg, Rummelsburg und Stolp, die einer besonderen Beratungsstelle in Stolp angegliedert sind, erhöht sich diese Zahl sogar auf weit über 800 Büchereien.

Die Arbeit ist noch nicht beendet; sie steht sogar noch in den Anfängen, trotz aller Erfolge. Erst etwa die Hälfte aller Ortschaften sind erfaßt, die andere Hälfte schlummert noch — teils, weil kein Geld aufzubringen war, teils, weil niemand sich fand, der am Orte selbst die Arbeit übernehmen wollte und konnte. Die Einwohner solcher Gemeinden wären völlig vom Buch abgeschnitten, wenn nicht einige Kreise eine Kreiswanderbücherei unterhielten, die jährlich leihweise 50 bis 60 Bände an solche Orte ihres Kreises sendet, die keine eigene Bücherei besitzen. Das ist ein Versuch, das Büchereinetz zu schließen, das über Pommern geworfen ist. Aber es würden noch viele Leser durch die weiten Maschen hindurchschlüpfen, wenn nicht die Provinzialverwaltung eine provinzielle Zentralbücherei (Stettin, Grüne Schanze 8) geschaffen hätte und auch unterhielte, die allen Bewohnern der Provinz offen steht, deren Bücher in den zehn Jahren ihres Bestehens schon millionenmal gelesen wurden und ohne deren Vorhandensein das Volksbüchereiwesen Pommerns nicht jenen hohen Grad der Brauchbarkeit erreicht hätte, den es tatsächlich hat. Um ihren Arbeitsbereich kurz zu umreißen, sei hier nur aufgezählt, was alles sie zur Entleihung bereithält: 25 000 Bände Schönliteratur und Belehrung, Musikalien, Laienspiele, Handpuppen nebst Bühne, Bilderbücher- und Mädchenbücherausstellungsbestände, Episkop-Bildsammlung, Vorleseprogramme u. a. Im Arbeitsjahr 1932/33 wurde nach den vorliegenden statistischen Erhebungen 240 000 mal ein Buch der Landeswanderbücherei zum Lesen in die Hand genommen. Das bedeutet, wenn man die Lesezeit eines Buches mit 5 Stunden ansetzt, daß 1 200 000 Lesestunden auf die Beschäftigung mit einem guten, wertvollen Buch verwandt wurden. Die kulturelle Bedeutung dieser Zahl wird klarer, wenn man umrechnet, daß ein Theater von 800 Sitzplätzen bei durchschnittlich dreistündiger Spielzeit 500 Abende hintereinander voll besetzt sein müßte, um das gleiche Ergebnis zu erreichen. Es sind ganz erstaunlich hohe Zahlen, und dabei erhellen sie allein die Wirksamkeit der Landeswanderbücherei, vernachlässigen völlig die Ausleihe aus den Eigenbeständen der örtlichen Volksbüchereien, die noch wesentlich höher ist. Einen Überschlag über die Zahl der in den Beständen der dörflichen Volksbüchereien befindlichen Bücher zu geben, ist leider nicht möglich. Immerhin sei festgestellt, daß in dem schon sehr ungünstigen Jahr 1932 von der Beratungsstelle aus Staats-, Kreis- und Gemeindemitteln noch etwa 5 000 Bücher nach Pommern hineingegeben werden konnten. In ihrer Gesamtheit zeigen diese Zahlen das ungeheuere Lesebedürfnis der ländlichen Bevölkerung, das allerdings den Einsichtigen schon immer bekannt war und für sie zugleich der Anlaß, sich für die Schaffung eines ländlichen Volksbüchereiwesens einzusetzen.

Daß man die Verpflichtung dem Lande gegenüber erkannt hat, mag daraus erhellen, daß der ganze Arbeitsorganismus der Beratungsstelle und der Landeswanderbücherei, so wie er dastand, übernommen und gemäß den national-pädagogischen Zielsetzungen des Nationalsozialismus für zusätzliche Aufgaben unter neuer Leitung eingesetzt wurde. Vermehrte Aufgaben erfordern erhöhte Mittel. Die ländlichen Volksbüchereien werden nur dann leistungsfähig bleiben und darüber hinaus den Anforderungen der Zeit gewachsen sein, wenn eine durch ausreichende Unterstützung arbeitskräftig gemachte Beratungsstelle ans Werk gehen kann.

Bi dei Fischerie

Schwart is dei Nacht, biwägt dei See,
Un düster is dat Meer. —
Wi sitten einsam in unsʼ Boot
Un räden hen und her.

Dat Nett, dat schläpt nu äwer ʼn Grund,
Wi hopen up gauden Fang. ——— —
Wi wünschen uns woll föftig Pund! —
Wat is dei Nacht hüt lang!

Doch endlich, endlich ward dat Dag,
Dei Morgenstirn kümmt tau seihn,
Denn fohrn wi nahsten gliek nah Hus
Un Mudder ward sich freun.

Wilhelm Rabe

40 Millionen Deutsche

brauchen täglich Gas für den Haushalt, für das Gewerbe. Mit Gas arbeiten heißt rasch — sauber — billig arbeiten. Darum steigt die Zahl der Gasbenutzer ununterbrochen ● Gasgerät ist preiswert und fast unverwüstlich. Es kann zu mäßigen Preisen gegen bequeme Monatsraten erworben werden. Gaskocher nur 50 Pfennig je Monat, Apparat für die Hauswäsche nur 92 Pfennig je Monat, Junkers Quell nur 2,— RM je Monat; Eigentumsübergang nach 3 Jahren. Gasherd nur 1,75 RM je Monat, Gasbadeofen nur 2,54 RM je Monat; Eigentumsübergang nach 5 Jahren.

Gasgemeinschaft Städt. Werke A.-G.

Kleine Domstraße 20, Telefon 319 09; Jasenitzer Straße 3, Telefon 207 97; Altdamm, Gollnower Straße 195, Telefon Altdamm 657; Greifenhagen, Fischerstraße 33, Telefon Greifenhagen 416

BUCHBESPRECHUNGEN

Volk jenseits der Grenzen

Richard Bahr gibt in seinem über 450 Seiten starken Werke einen erschöpfenden Bericht über das Grenz- und Auslandsdeutschtum, seine Geschichte und Problematik (Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg, RM. 9,50). Es ist ein notwendiges Buch, stößt man doch bei der Masse der „Binnendeutschen" trotz aller Aufklärungsarbeit des VDA noch auf die erstaunlichste Unwissenheit über die Lage der deutschen Minderheiten. Mit der besonnenen Leidenschaft eines Mannes, dem das geschichtliche und gegenwärtige Schicksal unserer auslandsdeutschen Brüder zur inneren Herzenssache geworden ist, führt er uns die Entstehung der Minderheiten, was sie leisten und leiden müssen, vor Augen. Die größten Abschnitte sind naturgemäß dem Deutschtum in Polen und der Tschechoslowakei, im Memelland und in Südtirol gewidmet. Aber mit Liebe und Sachkenntnis nimmt Bahr sich auch der anderen deutschen Volksgruppen an und schildert uns eindringlich ihren Kampf um Erhaltung ihres Volkstums in Danzig, Nordschleswig und Eupen-Malmedy, in Ungarn, Rußland und Jugoslawien. „Die Volksgruppen bedürfen, wenn sie sich erhalten sollen, der steten und aufmerksamen Hilfe des Binnendeutschtums." Diese Mahnung, die aus jedem der zehn großen Kapitel des Bahrschen Werkes spricht, geht jeden von uns an. Gerade, indem es das Deutschtum in seinem größeren Zusammenhange zeigt, gewinnt das Buch Richard Bahrs eine große nationalpolitische Bedeutung. Morré.

Land und Leute in Niederdeutschland

In bewußt allgemeinverständlicher, deshalb umso interessanterer Darstellung gibt Otto Lauffer in seinem Buche „Land und Leute in Niederdeutschland" ein lebendiges Bild von der Stärke des niederdeutschen Volkstums. (Verlag Walter de Gruyter, Berlin, RM 4,80). Dabei greift er zurück auf die ältesten Zeugnisse, auf Reiseschilderungen und andere Arbeiten, die zusammen mit den vielseitigen Erfahrungen und Kenntnissen des Verfassers einen klaren Querschnitt durch Stamm — und Wesensart und Volksbrauch und Landschaft der Niederdeutschen ergeben. Ein Buch, das so recht in die heutige Zeit paßt, wo Liebe zu Volkstum und Heimat in aller Herzen aufs neue geweckt und gefördert werden soll — das hinführt an die Quellen und Wurzeln ewigdeutscher Art. Ri.

Schills Kampf und Tod

Wer sich an den Heldentaten Schills und seiner Husaren immer aufs neue begeistern möchte, der lese das oben genannte Buch: den Bericht des Augenzeugen Karl von Scriba (Moninger Verlag, Karlsruhe Preis RM 1,50). Die erschütternde Schlichtheit des Berichtes wird in jedem und besonders in der Jugend Liebe und Verständnis für heldisches Handeln und wahren Opfersinn wecken. Zum 125. Todestage Ferdinand von Schills, der am 31. Mai 1809 in Stralsund sein Leben dem Vaterlande gab, sei ganz besonders auf dieses wertvolle und lebendige Büchlein hingewiesen. Ri.

Deutsch die Saar!

Im Verlag Dietrich Reimer, Berlin, erschien soeben von Friedrich Lange eine mehrfarbige Uebersichtskarte des Saargebiets mit Darstellung der Kohlenvorkommen und statistischen Angaben. In klarer Form zeigt sie die wirtschaftliche Bedeutung des Saargebiets für Gesamtdeutschland und deckt sie die Methoden der sogenannten Völkerbundskommission auf, das saarländische Deutschtum zu schwächen. In Anbetracht des billigen Preises von RM 0,90 und der Wichtigkeit unserer Kenntnis von der Saar müßte die Karte überall, bei Behörden, Schulen und Organisationen, weiteste Verbreitung finden. Ri.

Von den Karolingern zu den Staufern

Ohne Zweifel ist es ein verdienstvoller Grundzug Adolf Hitlers, den Blick mit der ihm eigenen Natürlichkeit zutiefst in die Vergangenheit, die Geschichte und ihre Lehren und Folgerungen zu richten. Denn nur so können staatspolitische und staatserzieherische Fehler erkannt und vermieden, als auch eherne Fundamente eines Staatsbaues geschaffen werden.

Die Zusammenhänge zwischen Frühzeit und Gegenwart des deutschen Volkes aufzudecken und zu zeigen, wie aus den Stämmen die Nation wurde: das ist das Ziel des oben genannten Bändchens von Prof. Johannes Haller (Sammlung Göschen, Bd. 1065, Preis 1,65 RM.).

Die klare verständliche Form der Ausführungen, geboren aus der modernen Geschichtsauffassung, lassen auch die geplante Fortsetzung „Von den Staufern zu den Habsburgern" begrüßenswert erscheinen. Ri.

Volk und Reich

Die Aprilnummern der Politischen Monatshefte „Volk und Reich" ist größtenteils außerdeutschen Betrachtungen gewidmet. Hans Hofer liefert einen Beitrag zur Mitteleuropa-Politik Italiens mit mehreren übersichtlichen Karten, Max Hahn beleuchtet das Verhältnis des Deutschen Reiches und Italiens im Donauraum, während Fritz Koch über „Italienische Kulturpropaganda in Deutsch-Österreich" schreibt. Neben diesen auf Italien bezugnehmenden Aufsätzen behandelt Gert Antonius die Stellung Englands zu Gesamteuropa und Ernst Nehrung die politischen Erneuerungsversuche in den Randstaaten. Von den übrigen Abhandlungen interessieren vor allem: „Der Weg der preußischen Minderheit in Oberschlesien" von Johannes Kotterba und „Der Hansakanal" von F. W. Beielstein. O. R.

Staat, Bewegung, Volk

Prof. Carl Schmitt, Mitglied der Akademie für deutsches Recht, hat in Theorie und Praxis den Grund zu einem nationalsozialistischen Staatsrecht gelegt. Heute liegt uns die wesentlich erweiterte Ausgabe seiner großen Rede auf dem Leipziger Juristentage vor, die das erste Heft einer neuen Sammlung „Der deutsche Staat der Gegenwart" bildet (Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg, RM. 1,—). Prof. Schmitt behandelt klärend unsere heutige Verfassungslage, die über die Bestimmungen der Weimarer formaldemokratischen Verfassung längst hinausgewachsen ist. Die politische Einheit des gegenwärtigen Staates ist eine dreigliedrige Zusammenfassung von Staat, Bewegung und Volk. Unterschieden, aber nicht getrennt, verbunden, aber nicht verschmolzen müssen diese drei Ordnungsreihen nebeneinanderlaufen. Den Begriff der Führung unterzieht Prof. Schmitt einer eingehenden Beleuchtung und stellt als seine wesentlichen Merkmale die Artgleichheit, den Gedanken der Rasse, heraus. — Allen denen, die sich mit Wesen und Gestaltung des nationalsozialistischen Führerstaates beschäftigen, wird diese Schrift willkommen sein. Morré.

Deutsche Agrarprogramme der Nachkriegszeit

In der Reihe der „Fachschriften zur Politik und Staatsbürgerlichen Erziehung" (Verlag Junker und Dünnhaupt) gibt Hans Kretschmer mit dem Heft „Deutsche Agrarprogramme der Nachkriegszeit" einen kurzen, übersichtlichen Abriß der Bestrebungen, mit welchen die berufsständischen und interessenpolitischen Vertretungen der Landwirtschaft ihre Einflußnahme auf die Agrarpolitik des Reiches zu sichern suchten. Sie begannen mit dem Hilfswerk der deutschen Landwirtschaft aus dem Jahre 1921, dem ersten großen Plan der Selbsthilfe eines ganzen Berufsstandes. Gut herausgearbeitet ist der Grundzug aller Bestrebungen der

Girozentrale

Landesbank

Hauptanstalt:

Stettin
Luisenstraße 13

Provinzialbank Pommern

Zweiganstalten:

Stolp i. Pom.
Kaufmannswall 6

Stralsund
Alter Markt 4

Gewährung von Krediten zur Arbeitsbeschaffung
Diskontierung von Warenwechseln
Ankauf von Steuergutscheinen
und Zinsvergütungsscheinen
Annahme und Verzinsung von
Kontokorrent- und Depositeneinlagen
An- und Verkauf von Wertpapieren
Ausstellung von Reisekreditbriefen (ROB)
nach allen Orten
Finanzierung von Eigenheim-Bauten durch die
„Öffentliche Pommersche Bausparkasse"

An sämtlichen Schaltern: Verkauf von Losen der Geldlotterie für Arbeitsbeschaffung (3. Auflage)

Kampfjahre, nämlich der Gegensatz der Landwirtschaft zum privatkapitalistischen System der übrigen Wirtschaft, die Bereitwilligkit, für größere Rechte auch höhere Pflichten gegenüber Staat und Volk auf sich zu nehmen und die Überzeugung, daß von jeher dem Bauern seine Scholle nicht ein Erwerbsunternehmen, sondern der feste Grund gewesen ist, aus dem heraus er seine Persönlichkeit und sein Schaffen gestaltet hat. vt.

Produktion und Absatz landwirtschaftlicher Erzeugnisse im nordostdeutschen Wirtschaftsraum

Das Fehlen genauer Unterlagen über die Produktions- und Absatzstruktur in den agrarischen Überschußgebieten bedeutet für den Wirtschaftspolitiker eine erhebliche Erschwerung in der richtigen Beurteilung der heute besonders drängenden Fragen von Erzeugung und Verwertung landwirtschaftlicher Produkte. Das Deutsche Forschungsinstitut für Agrar- und Siedlungswesen, Abt. Rostock, gibt nun eine Folge von Arbeiten heraus, um diesem Mangel abzuhelfen. Als 1. Heft erscheint eine Abhandlung über „Die landwirtschaftliche Produktion im nordostdeutschen Wirtschaftsraum" (Dr. rer. pol. Stella Seeberg), welche in übersichtlichen Tabellen und Karten mit verbindendem Text die wichtigsten Fruchtarten in ihren Anbauflächen und Erträgen und den Viehbestand von Pommern, Mecklenburg-Schwerin und -Strelitz in Gegenüberstellung zum Reich aufzeigt.

In neuartiger Weise werden dann zur strukturellen Erfassung zusammenhängende Blocks guter und schlechter Ertragsgebiete der verschiedenen Fruchtarten gebildet, die ein klares Bild der vorliegenden Produktionsverhältnisse vermitteln. — Das Buch muß jedem Wirtschaftspolitiker, aber auch jedem, für den ostdeutschen Raum irgend Verantwortlichen bekannt werden. vt.

Der „christliche" Bürger

Es ist heute Mode geworden, sich kritisch mit dem Bürgertum zu beschäftigen, nachdem es der Nationalsozialismus politisch überwunden hat. Otto Nebe will den Bürger von der christlichen Seite packen. Seine Annahme, daß die endgültige Liquidierung des Liberalismus eine Auseinandersetzung mit seinen letzten Grundlagen, die religiöser Art sind, nötig macht, trifft durchaus zu. Vor allem zieht Nebe gegen den bürgerlich-liberalen Glauben „Der Mensch ist gut" zu Felde, aus dem letztlich die ganzen Gedankengebäude des bürgerlichen Zeitalters, z. B. der Glaube an den Fortschritt, an die Technik, an die freie Persönlichkeit, entsprungen sind. Die Kirche muß sich gerade gegen bürgerlich-humanitäre Verfälschungen des christlichen Bekenntnisses wehren und auf der Hut sein. Daß aber die Bewegung, sich eine arteigene Religion zu schaffen, die „letzte Zuflucht" des Bürgers alter, liberaler Prägung sein soll, möchte ich allerdings bezweifeln. Das Buch erschien im Verlage Wilh. Gottlieb Korn, Breslau, Preis 1,10 RM. Morré.

Fliegerabteilung 17

Hptm. a. D. Haupt-Heydemark, dessen rühmlichst bekanntes Werk „Flieger im Westen" bereits in fünf Sprachen übersetzt worden ist, schenkt uns ein neues Fliegerbuch (Nationaler Freiheitsverlag, Berlin). Wieder steht die Fliegerabteilung 17 in der Champagne im Mittelpunkt der Schilderung. Mit Liebe und Humor erzählt Heydemark von den wechselvollen Schicksalen seiner Kameraden, ohne sich selbst und sein Fliegerglück zu vergessen. Das Buch wird sicher überall auf Interesse stoßen. F. M.

Christianes Landlehrjahr

Vor kurzem erst erschien von Lisa Schultze-Kunstmann der Siedlerroman „Schönland — Siedlung 13", dem nun die Stettiner Dichterin ein zweites Buch folgen läßt: „Christianes Landlehrjahr" (Franz Schneider-Verlag, Leipzig. RM. 3.40). Es ist ein Jungmädchenbuch im schönsten Sinne, das schlicht und ungesucht von der heutigen Generation erzählt und von ihrem Wollen, das aber zugleich einen tiefen Einblick gibt in die Psyche ländlichen Lebens. Wie sich Christiane, die junge Städterin, in die dörfliche Umgebung einfühlt, wie sie ihren Pflichtenkreis erfüllt, wie sie die Arbeit der Bauern erlebt: darin liegt ein Stück Gegenwart — wert, daß nicht nur die Jugend dieses Buch zur Hand nimmt, sondern daß es vor allem auch Eltern und Erzieher lesen. O. R.

Der Herr auf Nassehne

Dieser pommersche Heimatroman von Hans Richter führt den Leser in das nahe der polnischen Grenze gelegene Hinterpommern, dessen Landwirtschaft ja bekanntlich unter den politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen der Nachkriegszeit besonders schwer zu leiden hatte. Es ist das Buch der starken Liebe zu Heimat und Scholle — einer Liebe, die dem in Amerika zu Reichtum gelangten Helden des Romans wieder in die verarmte Heimat zurückführt. Und hier lebt er uns das Beispiel einer Bodenreform vor, löst er Probleme der Ostmarkenpolitik mit frischer Kraft. — Der Pommer muß dieses Buch mit seinem lebensechten und lebensstarken Gestalten lesen, die von froher deutscher Zuversicht erfüllt sind. Erschienen im Scherl-Verlag Berlin, geh. RM 2,70, Ganzleinen RM 4,-. Ri.

Sünn in de Seils

Im Quickborn-Verlag, Hamburg, einer der wichtigsten Pflegestätten für niederdeutsches Schrifttum, erschien von Rudolf Kienau, dem Bruder von Gorch Fock, eine Auswahl von neuen Erzählungen und zwei Gedichten in niederdeutscher Mundart: „Sünn in de Seils". Als echtes Kind des niederdeutschen Volkes weiß er die tagtäglichen Geschehnisse des schlichten Volkslebens in sonnigem Humor zu zeichnen. Man muß die Geschichten immer und immer wieder lesen und Verfasser und Verleger für diese herrliche plattdeutsche Gabe danken. E. St.

Plattdeutsche Volkslieder

In mühevoller Arbeit hat Rudolf Möller in Dörfern, an Landstraßen, an der Waterkant, auf Tanzböden, Spinnstuben 73 plattdeutsche Lieder gesammelt und mit Noten versehen. Dadurch dürften die alten Melodien, die hier und da nur noch verfälscht im Volksmunde weiterklingen, auf ihre Grundmelodie zurückgeführt werden. Unsere Hitlerjungen und -mädchen werden mit Freuden die alten Weisen sich aneignen und gern bei Spiel und Tanz und Marsch sie singen — und damit sich zum Pfleger echt deutschen Volksgutes machen. E. St.

Was denken Sie über „Das Bollwerk"?

Leser, schreiben Sie uns Ihre Meinung! Wir gehen gern auf alle erfüllbaren Wünsche ein.

Schreiben Sie uns, was Sie über „Das Bollwerk" denken. Nicht nur was Ihnen an unserer Zeitschrift vielleicht gefällt, sondern vor allem was Ihnen mißfällt. Richten Sie bitte Ihre Einsendungen an die Schriftleitung der NSMonatszeitschrift Pommerns „Das Bollwerk", Stettin, Breite Straße 51.

Verlagsort: Stettin - Hauptschriftleitung: Breite Straße Nr. 51 II, Eingang Jakobikirchplatz - Fernruf 28295/97 - Sprechstunden: Täglich, außer Sonnabend, von 12—1 Uhr - Verantwortlich für den Textteil: Hauptschriftleiter Günter Oeltze von Lobenthal, für den Anzeigenteil: Hauptwerbeleiter Wilhelm Rade, sämtlich Stettin - Für unverlangte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen — Auflage 10000

. . . und dann ist das elektrische Kochen so sorglos

denn die Hausfrau braucht nicht immer dabeizustehen und das Kochen zu beaufsichtigen. Sie ist nicht an die Küche gebunden, sondern kann inzwischen anderen häuslichen Arbeiten nachgehen und sich in stärkerem Maße ihren mütterlichen Pflichten widmen.
Unser Mietsystem macht es Ihnen leicht, in den Genuß einer elektrischen Kocheinrichtung zu gelangen.

So vermieten wir an unsere Stromabnehmer in Stettin:

Vollherde
einschl. Kochgeschirr und Wasserschnellkocher monatlich von 3,50 RM an

Tischherde
einschl. Kochgeschirr und Wasserschnellkocher monatlich von 1,15 RM an

Brat- und Backröhren monatlich von 0,85 RM an

Nach 5jähriger Mietzahlung werden die Geräte Eigentum des Mieters. Nähere Auskunft in allen Elektro-Fachgeschäften und in der

Elektroschau **Stettin, Schulzenstr. 21, Hof I**

Pommersche Bank A.-G. Stettin

Filialen in:

Anklam, Cammin, Falkenburg, Greifenberg, Greifswald, Köslin, Kolberg, Neustettin, Putbus a. Rg., Schivelbein, Schlawe, Stolp, Stolpmünde, Stralsund, Swinemünde, Treptow a. Rega, Wollin

Fachkundige Beratung bei An- und Verkäufen von Wertpapieren und in allen finanziellen Fragen des Import- und Exportgeschäfts. Zuverlässige Ausführung aller bankmäßigen Geschäfte.

Werbung schafft Arbeit für alle

Richtige Werbung machen nur Fachleute

Werbefachleute weist nach: Die **NSRDW**
Reichsfachschaft
Deutscher Werbefachleute
Ortsgruppe Stettin
Geschäftsstelle Lindenstr. 3
Ruf 338 78

Erfüllte Urlaubswünsche!

Nichts bringt Sie diesem Ziele näher, als sich einige Monate vorher Kleinigkeiten zu versagen und das dadurch Ersparte zu uns zu bringen. Wer aber jetzt nicht spart, hat im Sommer den Schaden

SPARE

b e i d e r

Städtischen Sparkasse zu Stettin

Nebenstellen: **Magazinstraße Nr. 1**

Moltkestr. 12 — Am Bollwerk 12-14 — Falkenwalder Str. 189 — Gießereistr. 23a — Hohenzollernstr. 9 — Kreckower Str. 69 — Pölitzer Str. 58 — Nebenstelle Schlachthof, Am Dunzig 1-8

GEBRÜDER HORST

STETTIN

PARADEPLATZ: 18, 19, 20, 21, 22, 23.
GR. WOLLWEBERSTR. 19, 20, 21, 22.

GEBRÜDER HORST STETTIN
EINGETRAGENES WARENZEICHEN

Wollwaren und Kürschnerwaren

Deine Zeitung – Deine Gesinnung!

Nationalsozialisten lesen die

Pommersche Zeitung

Landschaftliche Bank der Provinz Pommern

Anstalt öffentlichen Rechts

Zweig-Institut der Pommerschen Landschaft
Amtliche Hinterlegungsstelle für Mündelvermögen

STETTIN
Paradeplatz Nr. 40
Fernspr.-Sammel-Nr 254 21
Postsch.-Kto. Stettin Nr. 1436

Ausführung aller bankmäßigen Geschäfte
Führung von Banksparkonten
Vermietung von Schrankfächern unter eigenem Verschluß des Mieters

POMMERSCHE HEIMSTÄTTE

KÖSLIN **STETTIN** STRALSUND

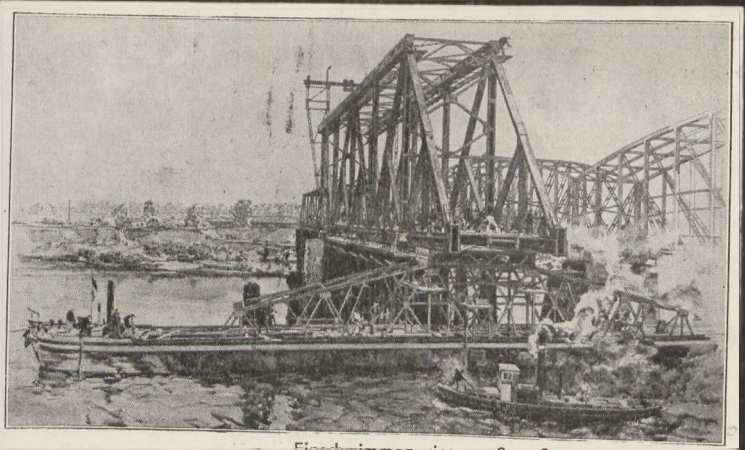
Die provinziellen Heimstätten sind die Instrumente der nationalsozialistischen Regierung zur Durchführung des von ihr als richtig anerkannten Siedlungsprogramms.
Dieser Aufgabe gemäß dient die Pommersche Heimstätte auf gemeinnütziger Grundlage dem wichtigen Ziele, die deutschen Volksgenossen durch Schaffung von Eigenheimen auf heimischem Grund und Boden wieder mit der Scholle zu verbinden.
Das wirksamste Mittel hierbei ist die vorstädtische Kleinsiedlung (Dorfrandsiedlung, nebenberufliche Siedlung). Durch Übernahme der Trägerschaft und Betreuung ermöglicht die Heimstätte die Durchführung.
Die Arbeitsschlacht erfordert intensivste Arbeit und Beschleunigung. Daher wenden sich Gemeinden und private Siedlungsinteressenten an ihre provinzielle Treuhandstelle, die

POMMERSCHE HEIMSTÄTTE

J. GOLLNOW & SOHN

STAHLBAU

FABRIKHALLEN
KRANBAHNEN
STAHLSKELETTBAUTEN



Einschwimmen des großen Stromüberbaues von 128 m Stützweite der Oderbrücke bei Zäckerick

FESTE BRÜCKEN
BEWEGL. BRÜCKEN

STETTIN

Ford
DEUTSCHES ERZEUGNIS

Personen-Liefer- und Lastwagen
vom Kleinwagen bis zum Luxus-Cabrio
vom 6-Ztr.-Lieferwagen bis 2,5-to-Lastwagen
formenschön — wirtschaftlich

Magirus
Diesel
Der ausprobierte deutsche Qualitätswagen
vom 1½ to 45 PS bis 5 to 110 PS

Autorisierter Händler:
JANSON & Co., G. m. b. H., STETTIN, ALTDAMMER STRASSE 37 FERNRUF NR. 309 27 28

AUDI
DKW
HORCH
WANDERER

Auto - Union
Filiale Stettin

Verkauf: Königstor Nr. 1
Sammelruf 251 91 · Reparaturwerk Altdammer Str. 37

F. HESSENLAND
GESELLSCHAFT MIT BESCHRÄNKTER HAFTUNG
STETTIN
GROSSE DOMSTR. 6-9
TEL. 30340 UND 36620

BUCHDRUCKEREI
ROTATIONSDRUCK
STEIN- U. OFFSETDRUCK
GROSSBUCHBINDEREI
LINIIERANSTALT

1577

HESSENLANDDRUCKE
SIND BESTE QUALITÄTSARBEITEN

Stettiner Oderwerke
Aktiengesellschaft für Schiff- und Maschinenbau, Stettin

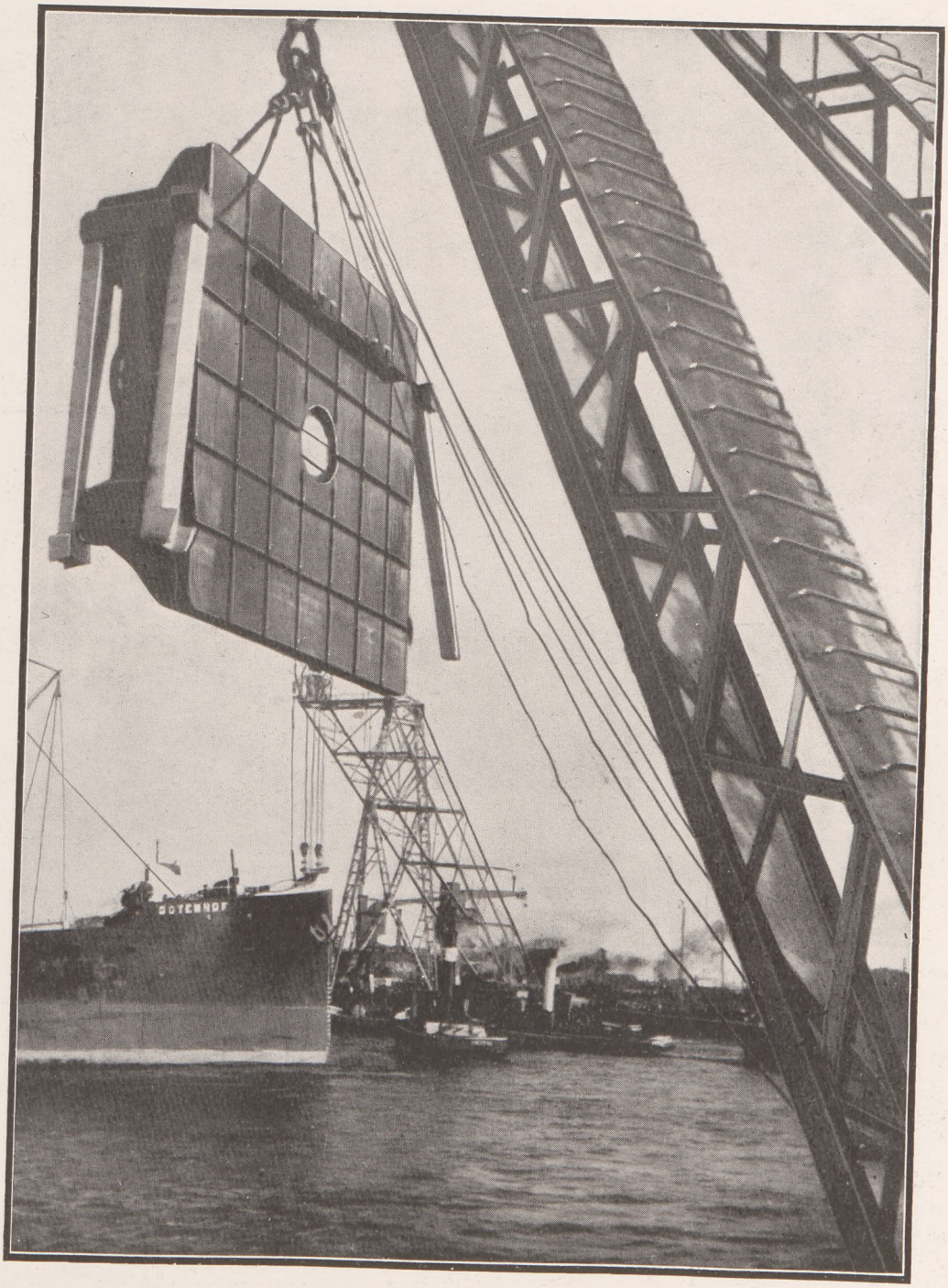
Fernsprech-Sammel-Nummer 256 51
Nachts 260 80
Telegramm-Adresse:
Oderwerke Stettin

empfehlen sich zur Lieferung von
Landdampfmaschinen und Dampfkesseln, Abhitzekesseln, Behältern und Silos jeder Art und Größe. Grau- und Rotguß jeder Art und Größe. Spezialguß für chemische Fabriken usw.

Ferner Instandsetzungsarbeiten an obigen Teilen

Fahrbare elektrische Schweißaggregate und Luftkompressoren

UMSCHLAG
VON
SCHWERLASTGUT IM STETTINER HAFEN



KAIVERWALTUNG
STETTINER HAFENGESELLSCHAFT
STETTIN-FREIBEZIRK

Jedem Autler u. Passanten kann das passieren!

Darum:

Sind Sie schon versichert?

Wenn nicht:

Lassen Sie sich sofort beraten

von der

Pommerschen Provinzial Unfall- u. Haftpflichtversicherung

Gemeinnützig und behördlich verwaltet unter Haftung der Provinz

Fernruf Nr. 25441 **Stettin** *Pölitzer Straße 1*

Auskünfte und Abschlüsse auch durch die Kreisversicherungskommissare

Unser Grundsatz:

Die Interessen der Versicherungsnehmer über alles!

KLE